Anthr.
259
o

Anthr. 259 σ

1148

105|12|70

<36624912450017

<36624912450017

Bayer. Staatsbibliothek

Abbildung und Beschreibung der verschiedenen Völker der Erde.

Aus der allgemeinen Naturgeschichte besonders abgedruckt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Mit 68. in Kupfer gestochen und schön illuminirten Abbildungen.

Neueste Ausgabe.

Regensburg,
in der Daisenberger'schen Buchhandlung.
1818.

(Preis 2 fl. 24 kr.)

07/02/317

Kurze Uebersicht
der Naturgeschichte des Menschen.

Der Mensch (Homo sapiens) ist der erhabenste Gegenstand unserer naturhistorischen Kenntniß. Unter den organisirten Wesen unserer Erde gebühret ihm ohne Widerrede der erste Rang. Sein Körper ist das Ideal der höchsten Schönheit und Vollkommenheit, und ragt weit über alle übrigen Geschöpfe hervor; doch weit mehr, als durch diese edle Bildung seines Körpers erhebt sich der Mensch durch die in ihm wohnenden geistigen Kräfte über alle seine irdischen Mitwesen. Sie scheinen ihn auf der einen Seite ganz von demselben zu trennen, während auf der andern in körperlicher Hinsicht seine Verwandtschaft mit den Thieren so sehr ins Auge fällt, daß man den Einfall, außer den drei bisher festgesetzten Naturreichen noch ein viertes, ein Menschenreich anzunehmen, allerdings etwas sonderbar finden muß. M. s. Grundriß der allgem. Naturgesch. ꝛc. von Fr. von Paula Schrank S. 11.

Der Mensch gehört in die Klasse der Säugethiere, in welcher er die erste Ordnung (Zweihändig bimanus,

zum Unterschiede von den Affen in der 2ten Ordnung, die 4 Hände haben) ganz allein einnimmt. Das Geschlecht, dem er angehört, weiß keine Gattung außer ihm aufzuweisen. Zwar beschrieb Linné in seinem Natursystem noch 2 Gattungen, wovon er die eine Homo troglodytes, die andere H. lar nannte; allein wir müssen diesen Irrthum dem großen Manne verzeihen, der zu seiner Zeit so manches Dunkel in der Naturgeschichte nicht zu zerstreuen im Stande war, das den unermüdeten Nachforschungen seiner Nachfolger endlich weichen mußte. Linnés Homo troglodytes, sagt Blumenbach, war ein unbegreifliches Gemisch aus der Naturgeschichte eines kränkelnden weißen Mohren oder Kackerlaken und des nun weit besser gekannten Orang-Outangs. Sein Homo lar hingegen ist ein wahrer Affe, dem die damalige Unkunde so viel Aehnlichkeit mit dem Menschen andichtete, daß es verzeihlich war, wenn Linné ihn, durch falsche Nachrichten verleitet, als eine besondere Menschengattung ansah.

Ungeachtet der auffallenden Uebereinstimmung im Baue des menschlichen Körpers mit dem Körper der übrigen Säugethiere, insonderheit der Affen, wird es doch nicht schwer, eine Menge von Merkmalen aufzufinden, die den Menschen hinlänglich selbst von den menschenähnlichsten Affen unterscheiden. Nur dem Menschen allein bestimmte die Natur einen aufrechten Gang, der selbst

dem Orang-Outang, obgleich möglich, dennoch nicht natürlich ist. Mag immerhin Moskati Gründe anführen, als wäre der Gang auf allen Vieren auch dem Menschen der angemessenste, so würden wir doch, durch Erfahrung berechtigt, nicht anstehen, seine Meinung für Scherz zu halten, wenn uns auch die Anatomie nicht von der gänzlichen Unstatthaftigkeit jenes Einfalls überzeugte. Der ganze Bau des menschlichen Körpers zeigt es, daß die aufrechte Stellung ihm natürlich, der Gang auf Vieren aber unnatürlich und höchst beschwerlich ist. Die Beine sind viel höher, als die Arme; das Gelenk am Ellenbogen biegt sich nach dem Leibe zu, welches nur bei der aufrechten Stellung und einem andern Gebrauche der Hände und Arme nützlich seyn kann. Ferner sind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und stärker, als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die festen zusammengewölbten Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Fersenbein zeigen die Bestimmung desselben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar; dahingegen die kleinere, biegsamere und weniger feste Handwurzel augenscheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet ist. Insonderheit schickt sich aber der Bau des Rückgrads nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine desselben sind breiter, als die obern, weil sie bei der aufrechten Stellung eine größere Last zu tragen haben, als jene. Die

Art der Verbindung des Rückgrads ist endlich so beschaffen, daß der Mensch seine Augen nur bei der aufrechten Stellung gehörig brauchen kann.

Ein in die Augen fallendes Unterscheidungsmerkmal des Menschen von allen seinen Mitgeschöpfen ist das stark hervorragende Kinn, welches wir auch bei demjenigen Affen nicht antreffen, der dem Menschen sonst so sehr gleicht. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne ist dem Menschen auch nur allein eigen und ein ausschließendes Merkzeichen seiner Gattung.

Insonderheit aber zeigt uns die Sprache, oder das Vermögen, seine Gedanken durch artikulirte Töne zu bezeichnen und sie einem Andern auf diesem Wege mitzutheilen, daß dem Menschen vor allen übrigen Geschöpfen der Vorrang gebühre. Hierdurch entsteht eine mächtige Scheidewand zwischen beiden. Zwar weiß man, daß auch Vögel so weit gebracht werden können, einige Worte auszusprechen; allein, wie mechanisch das geschieht, und wie wenig der Vogel mit den nachgesprochenen Wörtern Begriffe verbindet, weiß Jeder, der einen sprechenden Papagoy oder Raben hörte. Bei dem Menschen steht die Sprache mit den geistigen Fähigkeiten in der genauesten Verbindung, sie ist Folge seines Verstandes, und Ausdruck seiner Vorstellungen. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie Camper gezeigt hat, dem Orang-

Outang gänzlich, so daß an die Möglichkeit, diesem Thiere Sprache beizubringen, nicht gedacht werden darf.

Es lassen sich noch mehrere Unterschiede zwischen dem Menschen und den Thieren auffinden. So sieht man z. B. die natürliche Blöße und Wehrlosigkeit als einen solchen an. Der Mensch ist bei seiner Geburt das allerhilfloseste Geschöpf, ganz nackt und durch kein Haar, wie selbst die Affen, gegen Ungewitter und Verletzungen gedeckt. Er bleibt auch unter allen seinen Mitgeschöpfen am längsten hilflos und Kind, lernt am spätesten gehen und für sich selbst sorgen. Alle Thiere wachsen weit schneller heran als er, und sind im Kurzen fähig, nicht nur hin zu gehen, wohin sie wollen und ihre Nahrung selbst zu finden, sondern auch ihr Geschlecht fortzupflanzen. In dem Menschen erwacht der Trieb zur Fortpflanzung erst dann, wenn sehr viele Thiere, selbst der ersten Klasse, schon dem Greisenalter nahen. — Jede Gattung von Thieren besitzt seine natürlichen Waffen, und erhält dieselben nicht lange nach der Geburt. Der Mensch allein entbehrt eines natürlichen Mittels, sich zu vertheidigen, und wählt fremde Gegenstände zu Waffen. Wollte man auch seine Zähne als natürliche Wehrmittel betrachten, so entgehen ihm doch diese in einem nicht unbeträchtlichem Theile seines jugendlichen Alters. Doch müssen wir gestehen, daß die größern Affen in diesem Stücke dem Menschen sich mehr nähern; denn auch sie bedienen sich — das

einzige Beyspiel unter den Thieren — abgebrochener Baumzweige gegen ihren Feind, und werfen mit Steinen nach ihm.

Von Vielen wird das Lachen und Weinen als ein unterscheidendes Merkmal des Menschen von den übrigen Thieren angesehen; allein nach Stellers und anderer Reisenden Bericht ist doch wohl das Weinen des Seebären, wenn ihm sein Junges getödtet wird, oder der Mensch ihn verwundet, nichts anders, als ein Ausdruck des Schmerzens, obgleich man bei den übrigen Säugethieren bisweilen Thränen in den Augen wahrnimmt, die nichts weniger, als ein Ausdruck der innern Empfindung sind. So läßt sich auch wohl nicht geradehin behaupten, daß ein eigentliches Lachen durchaus bei keinem Thiere Statt fände. An freundlichen Schoßhunden bemerkt man die völlige Miene des Lachens öfters, wenn sie ihrem Wohlthäter ihre Freude bezeugen wollen.

Was nun die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Menschen unter einander selbst betrifft, so ist's zu augenscheinlich, daß sie alle nur Eine Gattung ausmachen, und sämmtlich, als von Einem Stammpaare herrührend betrachtet werden können, als daß man den Grillen einiger sogenannten Philosophen Gehör geben sollte, die auf ihren Studierstuben Theorien entwerfen, nach welchen sie die armen Neger und andere Wilde nicht für Individuen ihrer eigenen Gattung wollen gelten las-

sen. Es giebt beträchtliche Verschiedenheiten unter den Menschen in verschiedenen Himmelsstrichen, wie wir später weitläuftiger ersehen werden; allein keine kann wesentlich genannt werden; alle, auch die auffallendsten, lassen sich eben aus natürlichen Ursachen, als erst nach und nach entstanden, erklären, wie bei andern Gattungen organisirter Geschöpfe, zumal bei kultivirten Pflanzen und bei den Hausthieren. — Die bemerkbaren Verschiedenheiten in der körperlichen Bildung der Menschen unter den verschiedenen Himmelsstrichen haben einige Naturforscher und Philosophen veranlaßt, gewisse Raçen des Menschengeschlechts fest zu setzen, ungefähr so wie man die in der äußern Bildung noch weit mehr abweichende Hunde und andere Hausthiere unter gewisse Raçen vertheilt; daß aber die Grenzen, die man zwischen den verschiedenen Menschenraçen festsetzt, sehr willkührlich seyn müssen, leuchtet von selbst in die Augen; denn alle Verschiedenheiten der Menschen fließen durch mancherlei Uebergänge und Abstuffungen so unmerklich in einander, daß an keine bestimmte und in der Natur selbst gegründete Grenzlinie zu denken ist.

Hang zum Wunderbaren und oberflächliche Beobachtungen vergrößerten ehemals die Verschiedenheiten, die man wirklich unter den Bewohnern der verschiedenen Erdstrichen findet, insonderheit in Hinsicht auf Größe ungemein. Es war nicht nur auf der einen Seite von

zwölffüßigen Riesen die Rede, sondern auf der andern gab es auch wahre Pygmäen, die jenen Fabelgeschöpfen der Alten wo nicht gleich, doch wenigstens sehr nahe kamen. Noch neuerlich wollte Commerson eine Zwergnation, die er Quimos nennt, auf Madagaskar entdeckt haben; allein nähern Untersuchungen zu Folge, mögen diese Quimos ungefähr eben das seyn, was die Cretins im Walliserlande und im Piemontesischen sind, d. i. kleine blödsinnige Mißgeburten mit dicken Köpfen. Jene patagonischen Riesen, die Magelhaens zuerst entdeckte, und die er und seine Leute für noch einmal so groß hielten, als andere gewöhnliche Menschen, sind nun, da man sie näher kennt, nichts weiter als eine ansehnliche Menschenraçe, deren Höhe im Durchschnitt an 6 1/2 Fuß beträgt; *) dergleichen giebt es aber unter Europäern nicht wenige.

Die auffallendste Verschiedenheit des Menschengeschlechts beruht auf der Farbe. Man nimmt, die kaukasische Raçe für die ursprüngliche an, demnach wäre die weiße Farbe ebenfalls die ursprüngliche des Menschen, und die braungelbe, braune und schwarze in ihren mannichfaltigen Abstuffungen erst nach und nach durch den Einfluß des Klima's entstanden. An sich enthält diese Hypothese nichts Unmögliches, ob es gleich meines Erach-

*) Ein mehreres davon wollen wir weiter zurück von Commerson selbst, von Modave von Flacourt und Remouzain anführen.

tens nicht befriedigend zu beweisen ist, daß die kaukasische Raçe die ursprüngliche sey. Es ist ein bemerkenswürdiger Umstand, daß die weißen Menschen in der Regel ein verschieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die Schwarzen hingegen immer ein schwarzes, wollartiges Haar haben. Wenn sich weiße Menschen mit Negern vermischen, so entsteht daraus eine halbschlächtige Raçe. Die Farbe der braunen und schwarzen Menschen hat nicht in dem Oberhäutchen, sondern in der darunter liegenden schleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die wirkende Ursach dieser dunklern Farbe ist unstreitig die Sonnenhitze; wie diese aber solche Wirkung hervorbringe, bleibt immer noch Problem; denn damit ist die Sache noch nicht befriedigend erklärt, wenn man sagt: der Schleim der Netzhaut werde dadurch gefärbt, daß die Sonne demselben durch die bewirkte heftige Ausdünstung seine wässerigen Theile entziehe. Die Anatomie hat gezeigt, daß auch das Blut, besonders aber die Galle und noch andere Säfte des Körpers beim Neger schwärzer sind, als bei andern Menschen. Die Meinung, daß in der Abscheidung dieser Säfte in der Netzhaut der Grund der dunklen Farbe sey, hebt bei aller Wahrscheinlichkeit immer noch nicht alle Schwierigkeiten. Doch dem sey, wie ihm wolle; es ist so viel gewiß, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsstriche in der Nähe des Aequators nach mehrern Generationen die schwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn sie ihr Geschlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut

der Europäer erhalten; woraus dann unwidersprechlich folgt, daß beide zu einer Gattung gehören.

Die verschiedene Größe der Menschen kann noch weniger, als ihre Farbe, für einen Grund ihrer Gattungsverschiedenheit gehalten werden. Man setzt die gewöhnliche Höhe eines gesunden ausgewachsenen Menschen zwischen 5 bis 6 pariser Fuß ehemaligen Maases. Gegen die Pole hin nimmt die Größe im Ganzen immer mehr ab, und die Polarmenschen sind unter 5 Fuß. Die Ursache dieser geringen Größe liegen unstreitig in den langen und heftigen Wintern, und auch wohl mit in den Nahrungsmitteln. Kälte hält alle Gattungen von Gewächsen, die in mildern Gegenden üppig emporschießen, ungemein nieder, und bildet majestätische Bäume zu buschigten Sträuchern um. Wahrscheinlich ist sie also auch ein wichtiges Hinderniß der gehörigen Ausbildung des menschlichen Körpers. Gewiß ist's aber auch, daß sonst noch viele andere, uns theils noch völlig unbekannte Ursachen, Kleinheit der menschlichen Statur bewirken müssen. Woher sonst die sogenannten Zwerge, die man nicht selten auch unter uns sieht, und wovon manche zum Erstaunen von der gewöhnlichen Menschengröße abweichen? — Der polnische Edelmann, der sich im Jahre 1760 zu Paris sehen ließ, scheint der kleinste bekannte Zwerg gewesen zu seyn. Er war 22 Jahr alt und nicht höher als 28 Zoll. Uebrigens fehlte es seinem Körper weder an den gehörigen

Verhältnissen der Theile, noch seinem Geiste an den gehörigen Fähigkeiten. Menschen, die über 6 Fuß messen, sind in Europa keine Seltenheiten, siebenfüßige giebts nur selten, und Menschen von 8 Fuß sind äusserst selten. Unter der preußischen Garde diente jedoch einmal ein Schwede, der 8 Fuß und 6 Zoll maß. Dies war nun ein eigentlicher Riese, und dennoch zeichnete er sich sonst von den übrigen Menschen nicht aus. Vor kurzem starb, öffentlicher Nachrichten zu Folge, zu Bristol der irländische Riese Obrien. Er maß 8 1/2 Fuß.

Die Abweichungen in der Bildung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers sind bei weitem so auffallend nicht, daß sie einen wesentlichen Unterschied machen sollten. Wir finden mehrere Verschiedenheiten unter den einzelnen Individuen derselben Nation; ferner sind gewisse Abweichungen in der körperlichen Bildung oft einzelnen Familien eigen. So weiß man z. B. von einer Familie, deren Mitglieder mehr als 5 Finger hatten. Die geringere Größe der Aeltern erbt oft mehrere Geschlechter hindurch fort u. s. w. Daß aber Klima, Lage des Wohnorts, Nahrung, Sitten und Gewohnheiten mancherlei Veränderungen in der äussern Bildung hervorbringen, bestättigen die Erfahrungen aller Zeiten und Nationen. Die Natur scheint dem menschlichen Körper vorzugsweise vor dem Körper der übrigen Thiere die Eigenschaft mitgetheilt zu haben, daß er weniger dem Einfluß äußerer Umstände widersteht,

und sich lieber nach ihnen umformt, um von ihren Einwirkungen desto weniger zu leiden. Was insonderheit die Gesichtsbildung betrifft, so haben darauf nicht nur die angeführten äußern Umstände, sondern auch Gemüthsbeschaffenheit und Geisteskultur einen unverkennbaren Einfluß. Bewunderungswürdig ist hiebei der Umstand, daß man unter den Millionen Menschengesichtern nicht zwei sieht, die einander in allen Zügen gleichen. Der weise Schöpfer hat also die mannichfaltigen Züge des im Wesentlichen nach einerlei Form gebildeten Gesichts zum Abzeichen gewählt, wodurch man unter Tausenden die einzelnen Individuen leicht unterscheiden kann. Wir nehmen diese merkwürdige Mannichfaltigkeit der Züge nur bei der Menschengattung wahr, ob sich gleich auch unter manchen Thiergattungen, z. B. Hunden und Pferden, dergleichen in einem unendlich geringerm Grade auffinden ließen.

Was den Sexual- oder Geschlechtsunterschied der Menschengattung betrifft, so zeigt er sich der Organisation nach auffallender, als bei den übrigen Thieren. In der Regel ist das weibliche Geschlecht nicht nur kleiner, sondern auch schwächer, zärtlicher und weniger dauerhaft, als das männliche. Die festen Theile des weiblichen Körpers besitzen weniger Härte und Stärke; das Blut in demselben ist wäßriger und milder; die Knochen sind nicht so fest und ausgewirkt; die Muskeln kleiner und lockerer; die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe

des weiblichen Körpers ist nach Verhältniß schlaffer und mit mehrerm Fette versehen; aus diesem Grunde erscheint nun aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter, weil das Fett die Zwischenräume der Muskeln mehr ebenet. In dem weiblichen Beingerüste zeigt sich der auffallendste Unterschied in der Struktur des Beckens, welches beträchtlich weiter ist. Auch sind die weiblichen Schlüsselbeine gerader, die Rippen dünner, und die ganze Brust faßförmiger und runder. Der weibliche Körper reift früher, als der männliche, verblühet aber auch eben deshalb, und weil er zarter ist, weit eher. Daß auch in Hinsicht der geistigen Fähigkeiten zwischen dem männlichen und weiblichen Menschen ein nicht geringer Unterschied Statt findet, ist eben so einleuchtend. Der weit umfassende Verstand des Mannes, der ihn zum anhaltenden tiefen Nachdenken so geschickt macht, ward in der Regel dem Weibe nicht zu Theil. Den Muth, die Unerschrockenheit in Gefahren, die Standhaftigkeit in Ausführung kühner und beschwerlicher Unternehmungen, die den Mann auszeichnen, versagte die Natur dem schwächern, zarterm Weibe. Daß es nicht, wie überall, auch in diesem Punkte Ausnahmen geben sollte, wird hiemit keinesweges geläugnet.

Der menschliche Körper ist nach den vollkommensten Regeln des Ebenmaases gebaut. Die an den Seiten liegenden Theile sind paarweise vorhanden, z. B. die Bei-

ne, die Hände, die Augen und andere; die in der Mitte befindlichen hingegen einfach. Die Schwere des Körpers ist nach Alter, Klima und vielen andern Umständen ungemein verschieden. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegen einander, pflegt man nach Kopf- oder nach Gesichtslängen zu bestimmen. Auf 8 Kopflängen rechnet man bei Erwachsenen 10 Gesichtslängen, und so viel beträgt gerade die ganze Höhe des wohl proportionirten menschlichen Körpers; denn daß Verunstaltungen desselben hierin eine Ausnahme machen, versteht sich von selbst. Wenn man die Arme horizontal ausstreckt, so pflegen die Enden der längsten Finger so weit von einander abzustehen, als der Körper hoch ist. Uebrigens rechnet man nach Gesichtslängen:

Vom Kinn bis in die Halsgrube 1/2;

Länge des Nackens 1;

Von der Halsgrube bis zur Herzgrube 1;

Von der Herzgrube bis zum Nabel 1 1/2;

Vom Nabel bis zu den Geschlechtstheilen 1;

Die Länge des Arms vom Achselgelenk bis in die Beugung des Ellenbogens 2;

Von da bis zum Anfang der Hand 1 1/2;

Länge der Hand bis zur Spaltung der Finger 1/2;

Länge des Mittelfingers 1/2;

Also Länge der ganzen Hand 1;

Von der Hälfte bis zur Mitte der Kniekehle 3;

Von da bis zur Ferse 2 2/3;

Länge des Plattfußes (der 6te Theil des ganzen Körpers) 1 2/3.

Beim Frauenzimmer ist dieses Verhältniß etwas anders. Hier ist der Kopf verhältnißmäßig kürzer und der Hals länger. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile ist wegen des mehrern oder mindern Fleisches unbestimmter, als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruhet. Bei den Kindern ist der Kopf grösser, als bei Erwachsenen, und alle Glieder sind gegen ihre Länge breiter. Ein gesunder Mensch von mittlerer Constitution wiegt zwischen 150 bis 180; ein neugebohrnes Kind von gewöhnlicher Größe zwischen 6 bis 8 Pfund.

Die Geschichte des menschlichen Lebens zerfällt nach gewissen natürlichen Veränderungen, die in demselben erfolgen, in 4 Perioden, wovon die erste die Geschichte des Wachsthums; die zweite die des Stillstandes, oder der völligen Reife; die dritte die der Abnahme, oder die vierte endlich, das Ende des menschlichen Lebens, oder den Tod in sich faßt. Andere nehmen 6 Perioden an, nämlich das Alter des neugebohrnen Kindes; das der Kindheit; des Knabenalters; des Jünglings- und des männlichen und zuletzt des Greisenalters. Die Zeit des Wachsthums des Menschen kann füglich von dem Augenblick der Empfängniß an gerechnet werden. Der Em-

bryo wächst langsam zur Frucht, deren Bau und Verrichtungen von dem Baue und den Verrichtungen des neugebohrnen Kindes beträchtlich verschieden sind. Die merkwürdigste Verschiedenheit findet besonders in Ansehung des Blutumlaufs Statt. Die Frucht erhält ihr Blut durch die Vene des Nabelstrangs aus dem Mutterkuchen. Der Nabelstrang geht durch den Nabelring der Frucht zu der Leber derselben, und ergießt sich in die Pfortader. Aus derselben vertheilt sich das Blut theils in der Leber, theils geht es in die untere Hohlader durch einen venösen Gang. Beide Kanäle verschließen sich nach der Geburt. Die Lungen sind im Verhältniß zum Herzen klein und dicht, und können nicht viel Blut durchlassen. Das meiste geht daher von der sogenannten eustachischen Klappe geleitet durch die eirunde Oeffnung aus dem rechten Herz oder in das linke und in die Aorte über. Nur ein kleiner Theil fließt in die rechte Herzkammer. Auch von diesem strömt nur wenig in die Lungen. Die Lungenarterie geht nämlich in den arteriösen Gang über, der sich in der Aorte endigt. Einen großen Theil des Bluts führen die Nabelschnurarterien wieder aus dem Körper des Kindes aus. Wann dieses das Licht der Welt erblickt, ändert sich dieser Kreisumlauf völlig, und erfolgt auf dem gewöhnlichen Wege. Von der Zeit der Geburt an befindet sich der Mensch in dem Zustande eines beständigen Emporstrebens; alle

seine

seine Kräfte und Fähigkeiten entwickeln sich nach und nach, wie bei wiederkehrendem Frühlinge die Blätter und Blüthen der Bäume, und der junge Erdenbürger rückt auf der Leiter seiner Bestimmung von Stuffe zu Stuffe fort. Nur geht seine allmählige Ausbildung weit langsamer von statten, als bei allen seinen Mitgeschöpfen. Im Anfange ist er, wie schon erwähnt, unvollkommener und hilfloser als die Thiere. Das Hühnchen versteht, wenn es aus dem Eie geschlüpft ist, die Stimme der Glucke, und findet das Körnchen oder das Insekt, das ihm zur Nahrung beschieden ist; andere junge Vögel sperren ihren Schnabel auf, wenn sich die pflegende Mutter mit Nahrung nahet; die Säugethiere können in wenigen Wochen sich selber berathen, aber der Mensch bedarf der Hilfe seiner Eltern mehrere Jahre hindurch. Doch wie sehr wird der Anfangs so hilflose Mensch im Laufe seiner fernern Entwickelung über die Thiere erhoben, so bald er Gebrauch von seinen Seelenfähigkeiten zu machen lernt! Unmittelbar nach der Geburt geht das Wachsthum des Kindes am schnellsten von statten; desto langsamer aber, je mehr es sich von dem Zeitpunkte der Geburt entfernt, d. i. je älter es wird. Man hat beobachtet, daß das gewöhnliche Wachsthum des Kindes im ersten Jahre 6; im zweiten 4, und im dritten nur 3 Zoll betrage; bisweilen erfolgen jedoch Stillstände, und dann zeigt sich wieder, besonders beim Eintritt ins Jünglings-

alter, wo die Natur ihre Kräfte gleichsam zusammen rafft; eine neue Beschleunigung. Man darf indeß auch hierin keine Regel ohne Ausnahme erwarten. — Der neugeborne Mensch verschläft den größten Theil des Tages, welches eine Folge seiner Schwäche, aber auch zu gleicher Zeit das kräftigste Mittel gegen dieselbe ist; denn während dieses Zustandes der Unthätigkeit arbeitet die Natur im Stillen an der Ausbildung aller Theile fort, da im Schlafe mehr Lebensgeister abgesondert, als verwendet werden. Schreien und Weinen ist die einzige Sprache des hilflosen Kindes, wodurch es seine Bedürfnisse bemerklich macht, die fast einzig in Ernährung bestehen. Wahrscheinlich ist aber auch selbst jenes Geschrei ein Mittel zur Entwickelung. Alle Bedürfnisse des jungen Erdenbürgers stillt die mütterliche Brust, in welcher die liebevolle Natur für den Säugling die beste Nahrung bereitet, die durch nichts anders ganz ersetzt wird. In den ersten Wochen seines Lebens befindet sich derselbe in dem Zustande der niedrigsten Sinnlichkeit, und alle Organe, selbst des Geschmacks, sind noch unentwickelt. Noch nimmt man keine Spur von Geruch bei ihm wahr; kein äußerer Eindruck scheint die Organe seines Gehörs zu rühren, und das Auge wankt noch unstät und bedeutungslos hin und her. Nach nicht vollen anderthalb Monaten gedeien indeß die Empfindungen schon zu mehrerer Bestimmtheit. Das Ohr horcht den Tönen

nach; das Auge sehnt sich begierig nach Licht; die Blicke heften sich, und fassen die Gegenstände genau; bald lohnt nun auch das erste Lächeln des zarten Säuglings die pflegende Mutter mit unnennbaren Entzücken, und die erste Thräne verkündigt die anbrechende Dämmerung des erwachenden Bewußtseins. Jetzt ersteigt das Kind bereits die Stufe der höhern Sinnlichkeit, und erhebt sich über die dumpfe Thierheit. Mit jedem Tage nimmt es zu an Größe und Stärke; alle seine Bewegungen werden bestimmter, seine Empfindungen zuverläßiger, und sein Bewußtsein wird deutlicher; alle seine Fähigkeiten keimen, freilich die untern mächtiger, als die obern; doch so, daß sich ihre Regsamkeit den höhern mittheilt. Mit dem Zeitpunkte des Zahnens tritt eine neue Periode ein. Die Stellen der Zähne sind schon in der dreimonatlichen Frucht bemerkbar; beim neugebornen Kinde zählt man ihrer oben und unten 20. Sie sind für die sogenannte Milch- und Wechselzähne bestimmt. Diese fallen aus, und werden wieder ersetzt. Später treiben die übrigen bleibenden Zähne. Dieser Zeitpunkt ist übrigens von der Natur bestimmt, das Kind von der mütterlichen Brust zu entwöhnen und es zu soliderer Nahrung zu führen. Der Einfluß der Zähne erstreckt sich demnach auf die ganze Constitution des Körpers; aber sie sind zugleich auch Werkzeuge für die Sprache, und also in psychologischer Hinsicht wichtig.

Die nächste Wirkung der soliden Nahrung beim Kinde ist steigendes Wachsthum des Muths und der Körperkräfte. Jetzt versucht es Bewegungen, die ihm bisher fremd waren. Es bemüht sich, aufrecht zu stehen und fortzugehen. Je entschlossener und zuversichtlicher es dieses kühne Werk beginnt, desto eher gelangt es zum Zweck. Ungefähr in derselben Lebensperiode, in welcher das Kind zu gehen anfängt, giebt es auch die ersten Aeußerungen des Sprachvermögens von sich, die in einem bloßen Stammeln bestehen, dann aber immer mehr an Vollkommenheit zunehmen. Dem aufmerksamen Beobachter bietet das Leben des jungen Menschen in dieser Periode interessante Erscheinungen dar. So regellos die Versuche der ersten Sprache scheinen, so erfolgen sie dennoch nach gewissen Gesetzen, und verbreiten nicht geringes Licht über die Entstehung und allmälige Ausbildung der menschlichen Sprache überhaupt. Von diesem Zeitpunkte geht das Leben des Kindes ununterbrochen durch die ganze Dauer des Knabenalters fort dem Jünglingsalter, oder dem Alter der Mannbarkeit entgegen. Bisher schien die Natur nur noch für das Individuum und dessen Erhaltung und Entwickelung zu sorgen; aber jetzt erweitert sich der Kreis ihrer Wirksamkeit. Sie arbeitet nun auf den höhern Zweck der Erhaltung der ganzen Menschengattung hin. Der Jüngling und das Mädchen eilen mit mächtigem Schritte dem erhabenen Zwecke der

vollendeten Menschheit entgegen. Mancherlei Veränderungen in ihrem Wesen sind die Vorboten der Mannbarkeit, welche in der Regel beim weiblichen Menschen früher, als beim männlichen und in heißen Ländern eher eintritt, als in gemäßigten und kalten. Ein bestimmter Zeitpunkt läßt sich indeß hier nicht angeben, weil viele Nebenumstände die eintretende Mannbarkeit beschleunigen, oder zurückhalten können. Der Zeitpunkt ist ungleich unter demselben Himmelsstrich, an einerlei Orte, in derselben Familie. Einige nehmen bei Mädchen im Durchschnitt das 12te und bei Knaben das 14te Lebensjahr als den Zeitpunkt der Mannbarkeit an; Andere setzen ihn 2 Jahre später. Gewiß ists, daß er durch Erziehung, Nahrung und Lebensart eher herbeigezogen und verspätet werden kann. Bei beiden Geschlechtern, insonderheit beim männlichen, verändert sich der Ton der Stimme; dem Jüngling entsproßt am Kinn der Bartwuchs und beim Mädchen wölben sich die Brüste zum Busen; die der Menschengattung eigenthümliche Katamenien stellen sich ein, und verkündigen dem reifenden Mädchen ihre Bestimmung, dereinst Mutter zu werden.

Auf dieser Stufe der Vollendung scheint der Mensch zu verweilen, um die Fülle des Lebens zu genießen; allein er scheint es nur; denn alles genau erwogen, ist so wenig hier, als in der frühern Periode seines Alters ein Stillstand zu suchen. Das Rad des Lebens dreht sich

unaufhaltsam um, und jeder Punkt ist entweder im Steigen oder im Fallen begriffen. Der Mensch steht auch im Jünglingsalter, im Zeitpunkte seiner Mannbarkeit nicht still; er reift zum vollkommenen Manne. Ein festerer, stärkerer, in die Breite ausgearbeiteter Gliederbau, bestimmtere Gesichtszüge und ein gleicher Charakter sind das Abzeichen des Menschen im Zustande der reifern Mannheit. Die stürmischen Leidenschaften des Jünglings werden durch höher steigende Bildung der Vernunft gemäßigt, und diese wird jetzt — oder sollte es doch — Gebieterin der Sinnlichkeit.

An das reifere Mannesalter schließt sich unvermerkt die 3te Periode des menschlichen Lebens, die Periode seiner Abnahme an. Alle organischen Wesen tragen den Keim ihrer eigenen Zerstörung in sich; auch das erhabenste, edelste unter ihnen, auch der Mensch macht hiervon keine Ausnahme. Eben jene Ursachen, die einst in der Blüthe seines Lebens sein Wachsthum und sein Reifen beförderten, führen jetzt durch fortgesetzte Wirkung nach denselben Gesetzen seine Auflösung herbei. Im Anfange dieser düstern Periode des menschlichen Lebens sind jedoch die mit jener allmäligen Auflösung verbundenen Beschwerden noch nicht so groß, daß sie dem frohen Lebensgenuß stören sollten; vielmehr bleibt noch Lebhaftigkeit der Empfindungen und Munterkeit genug übrig, und zudem scheint sogar die Seele durch ihre fortschreitende Bildung und Vered-

lung zu gewinnen, und schafft reinere, ungetrübtere Freuden, als die überwiegende Sinnlichkeit des blühenden Jünglingsalters uns gab; allein immer rückt bei alledem der Zeitpunkt der endlichen Auflösung näher. Die Sinne verlieren immer mehr von ihrer Schärfe; die durch sie erzeugten Empfindungen werden dunkler, und alle Organe arbeiten langsamer und gezwungener. So tritt der Mensch ins hilflose Greisenalter, wo er unter veränderter Gestalt dem hilflosen Kinde gleicht, aus dem einst der blühende Jüngling und Mann ward. Die überhand nehmende Verdunklung aller Sinne, und die eintretende Unbehilflichkeit verengt die Thätigkeitsphäre des Greisen, vermindert ihm den Freudengenuß in allen seinen Zweigen, und schließt ihn in sein Zimmer ein, welches nun die Welt für ihn ist, bis endlich der Augenblick der Auflösung mit schnellen Schritten sich naht. Mühsam strebt noch das ermattende Herz die immer mehr sich verdickende Blutmasse umzutreiben; aber bis in die äußersten Theile fließt es nicht mehr. Der Kreislauf schränkt sich nur noch auf abgerissene Bogenstücke ein, in welchen das langsame, erkaltende Blut vor- und rückwärts wallet. Auch die Seele schrumpft so zu sagen mit dem Körper zusammen, und der Kreis ihrer Ideen wird mit jedem Tage enger und dürftiger. Wie verändert ist der Mensch in dieser Periode seines Lebens! Wie mitleidenswürdig sein Zustand! Muthvoll und rüstig, voll stürmender

Triebe und Leidenschaften, einst als Jüngling und kraftvoll als Mann, wankt er jetzt am Staabe mit gesenktem Haupte einher, und schleicht ermattet und bebend dem Grabe entgegen, das alle seine menschliche Herrlichkeit verschlingt.

Mit unwiderstehlicher Gewalt reißt der Strom des Lebens den Menschen an die Ufer der Ewigkeit hin, und führt ihn zum Tode, der Ruhe der erschöpften Natur und Stillstand ihrer Wirksamkeit gewährt. Die Kraft, welche am letzten erlischt, ist eben die, welche die erste Bedingung des Lebens ausmacht: die Muskelkraft. Mit ihr erstirbt das Herz; die Blutwelle ruht; der Athem entschwindet, und alle Bewegung des Körpers hat ein Ende. Dies ist der Tod der Natur! Wenige Menschen erreichen dies entfernteste Ziel des menschlichen Lebens; die meisten erliegen früher allerlei Zufällen.

Die Dauer des menschlichen Lebens ist im Vergleich mit der Dauer der übrigen Säugethiere — einige Wenige, besonders den Elephanten, ausgenommen — sehr beträchtlich, und wie Beobachtungen und sichere Nachrichten lehren, unter allen Klimaten beinahe dieselbe. Seinen physischen Anlagen nach scheint der Mensch viel länger leben zu können, als er wirklich lebt. Die Anstrengung seiner Kräfte den größten Theil seines Erdenlebens hindurch, und die tausendfachen Leiden und Schmerzen, die er als ein moralisches Wesen während seiner Laufbahn zu tragen

hat, hindern ihn, die äußerste Grenze des Lebens zu erreichen. Wenn der Mensch unter jenen Umständen etwa ein Jahrhundert leben sollte, so mußte er für eine Dauer von beinahe 2 Jahrhunderten organnisirt werden. Schwer ist es allerdings, das absolute Lebensziel des Menschen zu bestimmen; doch kann man sehr wahrscheinlich annehmen, daß es beinahe an das zweihundertste Jahr reiche. Wenn man nämlich annimmt, daß zur Vollendung des Wachsthums etwas über 20 Jahre gehören, und daß dieser Zeitraum analogisch zu schließen, ungefähr den achten Theil der ganzen Lebensperiode des Menschen ausmache; so kommt beinahe obige Zahl von Jahren heraus. Historisch gewiß weiß man gar nicht, wie hoch sich das Ziel des längsten Lebens erstrecke. Kein einziges sicheres Beispiel ist vorhanden, daß ein Mensch wirklich 200 Jahre nach unsrer Zeitrechnung gelebt hat. Der älteste Mensch, den uns die zuverläßige Geschichte nennt, war Heinrich Jenkins, welcher 1501 geboren und 1660 gestorben ist. Diesem kommt ein anderer Engländer, Namens Parre, am nächsten. Er wurde 152 Jahre alt. D. Eccleston lebte 143 Jahre; Jonathan Effingham, der 1757 starb, war 144 Jahre alt.

Das wirkliche Lebensziel des Menschen pflegt man in das achzigste und neunzigste Jahr zu setzen; allein die Erfahrung lehrt, daß auch dieses nur von wenigen er-

reicht wird. Die allermeisten werden früher durch allerlei Krankheiten und andre Zufälle ein Opfer des Todes.

Das vollkommenste Geschöpf der Erde, den Menschen, schränkte die Natur nicht, wie die allermeisten Thiere, auf ein gewisses Klima ein — nein! Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatz angewiesen. Der heißeste Erdstrich unter dem Aequator kann so gut, wie der beeisete Pol, sein Vaterland sein. Kaum irgend ein Thier, den Hund etwa ausgenommen, folgt ihm in diesen Extremen, und der Hund selbst verliert hier so viel von seinem eigenthümlichen Charakter, daß man ihn kaum wieder erkennt. Der Mensch verändert sich zwar, wie wir oben gesehen haben, in mancher Hinsicht, behält aber im Ganzen seine edle Form und das Vermögen an Einsichten zu wachsen. Indeß scheint dennoch ein gemäßigtes Klima der Veredlung und Ausbildung des Menschen am günstigsten zu sein. Ein brennendes Klima erschlafft ihn mehr, und hemmt seine Thätigkeit. Er bringt sein Leben mehrentheils im ruhigen Genusse dessen zu, was ihm die Erde freiwillig liefert. Warum stieg das so früh bewohnte paradisische Indien nicht so schnell und hoch empor auf der Leiter der Kultur, als das weniger beglückte, rauhere Europa! Hier fand der Mensch nicht so, wie in Indien, die köstlichsten Produkte zur Ernährung in den Wäldern wild. Er mußte erst seine Kräfte anstrengen, den Boden bauen und bepflanzen,

wenn er seine Bedürfnisse reichlich befriedigen wollte. Wo dem Menschen alles von selbst sich darbietet, da wird selten der Trieb zur Thätigkeit, zu Erfindungen und zum Emporstreben überhaupt in ihm rege. — In einem kalten unwirthbaren Klima, wie im nördlichsten Europa, in Grönland, u. s. w., erschlafft zwar der Mensch nicht durch Hitze, aber er schrumpft, so zu reden, durch Kälte ein. Das rauhe, unfruchtbare Land, das er bewohnt, ist fast ganz freudenleer, und versagt ihm auch bei der sorgfältigsten Kultur die Produkte zur Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse; daher versucht er es nicht einmal, dem Boden etwas abzugewinnen, sondern er verwendet alle seine Kunst und Geschicklichkeit auf die Jagd und den Fischfang, wobei zwar sein Körper abgehärtet, aber sein Geist nicht veredelt wird.

Unter einem günstigern mildern Himmel kann nur Despotismus und roher Aberglaube das Emporstreben des Menschen eine Zeit lang hindern. Alles spornt ihn zur Entwickelung seiner großen Fähigkeiten und zur Ausbildung seiner Talente an. Die höhere Kultur, die ihm hier zu Theil ward, zeigt sich auch in allem, was ihn umgiebt. Seine Kleidung, seine Wohnung, sein Hausgeräth, die Mittel, sein Vergnügen zu befördern, und selbst die Erde um ihn her — alles trägt die Spur der Veredlung an sich. Der rohe Naturmensch begnügt sich in einem milden Klima mit einem Stückchen Thierfell,

oder etwas dem Aehnlichen, um nur den Theil seines Körpers, den die Schamhaftigkeit dem Anblick zu entziehen heischt, leicht zu bedecken; unter einem rauhern Himmelsstrich hüllt er sich in rohen, schmutzigen Thierhäuten ein, und verunstaltet damit die edle Form seines Körpers. Wie ganz anders ist die Bekleidung des verfeinerten Menschen! Kostbare künstliche Stoffe, die sein reger Geist ausdachte, und seine kunstreiche Hand zur Wirklichkeit brachte, liefern ihm die Materialien zur Bedekkung seines Leibes, und unaufhörlich strebt und sinnt er, seinen Kleidern eine gefälligere Form zu geben. — Der rohe Wilde sucht in jedem Klima in einer von ihm selbst verfertigten Wohnung Schutz gegen die Einwirkung der Witterung. Elende Hütten von Baumzweigen, von Erde oder Steinen befriedigen dieses sein Bedürfniß. Der Nomade bricht heute sein Haus ab, und bauet es morgen an einem neuen Weideplatze wieder auf. Der gebildete Mensch errichtet feste unbewegliche Palläste, die Jahrhunderten trotzen, und ziert sie mit Geschmack zu seiner Wohnung aus. Den Boden um sich her erhebt er ebenfalls aus dem rohen Zustande, worin die Natur ihm denselben übergab. Hier trägt er Berge ab, dort füllt er Thäler aus, und schafft Einöden und Sümpfe in lachende Gefilde und prachtvolle Gärten um. Keins seiner Mitgeschöpfe thut ihm dies nach.

Da die Natur dem Menschen die ganze bewohnbare Erde zum Aufenthalte anwies, so mußte sie ihm auch die Eigenschaft mittheilen, alle Arten von Nahrungsmitteln zu genießen, und dabei bestehen zu können. Dies hat sie wirklich gethan. Fast alles, was das Thier- und Pflanzenreich Genießbares erzeugt, dient ihm zur Speise; sein Körper gewöhnt sich daran, und er bleibt mit geringer Veränderung derselbe Mensch. Die Werkzeuge des Käuens und der Darmkanal des Menschen, verglichen mit diesen Theilen bei fleischfressenden, von Vegetabilien und von gemischter Nahrung lebenden Thieren, scheinen anzuzeigen, daß der Mensch sich von gemischter, jedoch hauptsächlich von vegetabilischer Kost zu nähren bestimmt sei. Seine Zähne gleichen durch ihre stumpfen Flächen den Zähnen der pflanzenfressenden Thiere, und weichen gar sehr von den Zähnen der fleischfressenden ab. Die meiste Aehnlichkeit haben sie mit den Zähnen der ungeschwänzten Affen, die allein von Vegetabilien sich nähren. Die Beschaffenheit seines Kiefergelenks scheint den Menschen für gemischte Nahrung zu bestimmen. Bloß fleischfressende Thiere können ihre Kiefer nur öffnen, aufreißen und schließen; pflanzenfressende können sie stark von beiden Seiten bewegen; der Mensch kann sie nicht nur in die Höhe, sondern auch von der Seite bewegen. Der Magen ist bei ihm einfach, häutig, wenig fleischigt, wenig drüsigt, wie bei Thieren, die vom Fleische leben;

doch dünner als bei Hunden und Löwen, und gleicht am meisten dem Magen des Pferdes, des Schweins, besonders aber der Affen. Der dünne Darm ist bei fleischfressenden Thieren kurz und weit; bei pflanzenfressenden lang und eng, beim Menschen hält er das Mittel. Eben so ists mit seinem dicken Darme, der sich jedoch mehr diesem Eingeweide bei pflanzenfressenden Thieren nähert. Der Blinddarm des Menschen ähnelt dagegen mehr dem Blinddarme bei fleischfressenden.

Die nahrhaftesten Theile scheinen für den menschlichen Körper der milde gallertartige Stoff zu sein, der sich in den Pflanzen und im Fleische befindet; doch ist er aus den erstern säuerlicher, enthält mehr Kohlenstoff, und wird nicht so bald zersetzt, als der thierische, der mehr Stickstoff enthält. Der mehlartige Theil der Gewächse liefert einen vorzüglich gesunden, schleimigten, gallertartigen Nahrungsstoff für den Menschen. Unter den Getraidearten enthält davon der Spelt den größten Theil; weniger findet sich im Waizen; noch weniger in der Gerste und im Roggen, und am wenigsten im Hafer. Auch andere Saamen, z. B. Reiß, Mais, Hirse, Mannagrütze, Erbsen, Linsen, Bohnen, Mandeln, Kastanien, Buchwaizen, Cacao, welsche Nüsse, Haselnüsse, Acajou und andere enthalten denselben Stoff in größerer oder geringerer Menge. Man findet ihn auch im fleischigten Theile der Früchte, z. B. der Gurken, Kürbisse, Melonen,

der Brodtfrucht, der Feigen, Datteln, Ananas, Oliven und den mancherlei Gattungen des Obstes, der Weintrauben, Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Maulbeeren u. s. w. Desgleichen in mehrern Wurzeln z. B. Kartoffeln, Bataten, Manioc, Mohrrüben und andere. Auch gehören hieher die Zwiebelarten, die vom Menschen genossen werden. Ferner enthalten jenen schleimigt-gallertartigen Stoff auch die verschiedenen Kohlsorten und Salate; mehrere Pflanzenblüthen; desgleichen die eßbaren Schwämme; zumal die Morcheln und Trüffeln. Endlich unter den Pflanzensäften, vornämlich das arabische Gummi und der Zucker, aus verschiedenen Gewächsen, z. B. dem Zuckerrohre, dem Zuckerhorn, der Runkelrübe und andere. Von Pflanzenmarke findet er sich außer dem Sagu noch in mehrern, die gleichwohl nicht zur Speise dienen.

So gesund alle die bisher angeführten Nahrungsmittel an sich sind, so behaupten doch einige Aerzte, daß sie allein dem Körper nicht hinlängliche Nahrung geben, weil die Pflanzensäfte den unsrigen weniger analog sind, als die thierischen. In der Theorie scheint diese Meinung allerdings gegründet; allein die Erfahrung belehrt uns eines andern. Sie zeigt, daß ganze Völkerschaften, z. B. die Hindus, sich alles Fleisches enthalten, und dennoch einer blühenden Gesundheit genießen. So trifft man auch unter uns nicht selten Personen an, die fast gar

kein Fleisch, oder doch nur sehr wenig essen, und dabei sehr wohl sind. Einstimmig wird reifes und gesundes Obst für die zuträglichste Kost aus dem Pflanzenreiche gehalten. Es bekommt dem Menschen nicht nur im gesunden Zustande, sondern selbst in Krankheiten sehr wohl, und erquickt ihn, da es zugleich durch seine lieblichen Säfte den Durst auf eine sehr angenehme Weise stillt.

Thierischer Stoff ist das erste Nahrungsmittel des Menschen. Die Milch aus den Brüsten einer gesunden, leidenschaftslosen Mutter, oder nächst dieser, frisch gemolkene Milch von Kühen, Ziegen oder Eseln nähren das Kind in der ersten Zeit seines Lebens am besten. Milch bleibt auch noch nachher für den Erwachsenen eine vortreffliche Kost. Eben so sind rohe oder weich gesottene Eier von zahmen Geflügel, besonders von Hühnern, Gänsen und Enten, eine sehr nahrhafte und gesunde Speise. Fleisch essen nur wenige Menschen roh, ob es gleich besser nährt als gebratenes und gekochtes. Das Fleisch von mehrern Gattungen aus der Klasse der Säugethiere macht im Ganzen genommen den größten Theil der thierischen Nahrungsmittel aus, deren sich der Mensch bedient. Rinder, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hirsche, Rehe, Elenne, Gemsen und andere Antilopen, Haasen, Kaninchen sind unter den Säugethieren diejenigen, welche der gebildete Europäer genießt. Elephanten, Pferde, Giraffen, Bären, Kameele, Löwen, Tiger, Leoparden,

Panther,

Panther, Katzen, Hunde, Ottern essen allenfalls nur wilde Völker, oder der Europäer aus Noth. Eben so genießt dieser in der Regel nur das Fleisch von gesundem und geschlachtetem Vieh, und verabscheuet das von kranken und gefallenen Thieren; die Khalmücken hingegen schlachten selten, und nur bei festlichen Gelegenheiten ein gesundes Thier, sondern sie nehmen mit dem vorlieb, was fällt. Eben so wenig delikat sind mehrere andere Nationen des mittlern und nördlichen Asiens, die Chineser, die Grönländer, die Hottentotten und mehrere. Der Grönländer verschmäht oft halbverfaultes Fleisch nicht, das wir aufs höchste verabscheuen. Menschenfleisch verzehren nur wilde Völker, die noch auf einer sehr niedrigen Stuffe der Kultur stehen, z. B. einige amerikanische Völkerschaften, die Karaiben, die Neuseeländer, Neuholländer und einige andere. In Europa hat großer Hunger bisweilen einzelne Individua dazu gezwungen.

Die Klasse der Vögel bietet dem Menschen, der animalische Kost liebt, sehr leckere Gerichte dar. Das zahme Geflügel, Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Truthühner, wird allgemein gegessen. Eben so die Vögel aus dem Geschlechte der Feldhühner, viele Wasservögel, Drosseln und andere beerenfressende Vögel. Die Raubvögel, die zahlreichen Gattungen des Raben- und Krähengeschlechts und viele andere werden fast allgemein verabscheuet. — Unter den Amphibien giebt es nur wenige,

die dem Europäer zur Speise dienen, z. B. Frösche, Schildkröten, einige Eidechsen und Vipern. Die Fische dagegen sind beinahe alle eßbar; nur daß einige ein schlechteres Fleisch haben, als andere. Im nördlichen Asien und in andern Gegenden, z. B. an der äußersten Spitze von Südamerika die Feuerländer, nähren sich beinahe ganz allein theils von frischen, theils von getrockneten Fischen. — Unter den Insekten giebt es für kultivirte Nationen wenig Eßbares. Die Krebse sind fast die einzigen Thiere dieser Klasse, welche Europäer genießen. Im Orient hingegen sind die Heuschrecken, in Ostindien und dem südlichen Afrika die Termiten, oder sogenannten weißen Ameisen, in mehrern Theilen von Amerika die Larve des Palmbohrers, eines Rüsselkäfers (Circulio palmarum), auf Madagaskar und in China die Seidenraupen; in Afrika und Amerika Bienen, Spinnen, Läuse und hin und wieder der ungeheure Kiefenfuß (Monoculus polyphemus), unter dem Namen moluckischer Krebs, bekannt, eine beliebte Kost des Menschen.

Aus der Klasse der Würmer werden von Europäern allenfalls die Weinbergsschnecken, besonders aber die Auster, und ausser ihr mehrere andere Conchylien, z. B. Dattelmuscheln, Messerscheiden, Fluß- und Perlenmuscheln, Tellermuscheln u. s. w., auch Seeigel und Blackfische gegessen.

Aus dem Mineralreiche braucht der Mensch nur das Salz, und zwar bloß als Würze an Speisen.

Aus dieser zahlreichen Menge von Produkten, die leicht mit andern vermehrt werden könnten, erhellt, daß der Mensch unter allen Säugethieren die verschiedendsten Nahrungsmittel brauchen, und sich dabei wohlbefinden kann. Unglaublich scheint es, was der Engländer Wilh. White in seiner Reise von den Negern an der Lagoabay auf der Ostküste von Afrika erzählt. Ihre Armuth ist so groß, daß sie, wie die Ochsen, Gras fressen und Wasser trinken.

Was das Getränk des Menschen betrifft, so ist unstreitig reines Quell- oder Flußwasser das natürlichste und gesundeste. Es mindert durch Verdünnung und Auflösung alle Schärfen im menschlichen Körper; löst den Schleim auf, und hält das Blut in gehöriger Flüssigkeit. Der leckere Gaumen des Menschen hat aber schon in den frühesten Zeiten auch hierin den Weg der Natur verlassen, und man hat allerlei künstliche Getränke erfunden, die zwar den Geschmack mehr reizen, aber auch mehr oder weniger Nachtheil stiften. Wein, eins der ersten künstlichen Getränke aus Trauben und andern Beeren, aus Obst, Pflanzensaamen und Palmen, ist zwar — mäßig genossen — erquickend und stärkend, schwächt aber als gewöhnliches Getränk den Körper, wann nicht andere Umstände diesen Nachtheil verhüten. Ein gutes, leichtes,

dünnes Bier, das gehörig gegohren hat, und nicht sauer ist, scheint der Gesundheit gar nicht nachtheilig. Essig im Uebermaase genossen schwächt den Magen. Branntwein kann als Arznei, oder höchstens im Sommer mit Wasser vermischt, heilsam sein; als gewöhnliches Getränk aber wirkt er als Gift; dennoch zeigt auch hier der menschliche Körper eine Härte, die man bei keinem Thiere findet. Mancher gewöhnt sich so an dieses tödtliche Getränk, daß er es, wenigstens dem Anscheine nach, ohne Schaden in ungeheurer Menge einschluckt. Gewöhnlich erfolgt indeß bei den Branntweintrinkern große Schwäche, Steifigkeit und Zittern in den Gliedern, Leberverhärtung und endlich Ausdörrung des ganzen Körpers. Höchst nachtheilig wirken auch die giftigen Getränke, welche viele amerikanische Völkerschaften aus der Wurzel des Manioc und die Südsee-Insulaner aus dem Avapfeffer bereiten. Letzteres bringt eine Art von krätzigten Ausschlag hervor, und entkräftet den Körper gänzlich.

Das Maas der Speisen und Getränke, die der Körper des Menschen zu seiner Erhaltung braucht, ist nach Alter, Geschlecht, Beschäftigung, Klima, Gewohnheit, Jahreszeit und andern Umständen so sehr verschieden, daß sich darüber im allgemeinen gar nichts Bestimmtes sagen läßt. So lange der Körper in der Periode des Wachsthums ist, braucht er in der Regel mehr Nahrungsmittel, als hernach; im Winter ißt und im Sommer trinkt man

mehr. Starke Leibesübung, wobei viele Kräfte aufzuwenden sind, machen desto mehr Nahrungsmittel nöthig, um sie zu ersetzen. Das männliche Geschlecht ißt im Ganzen mehr als das weibliche; Schwangere und Säugende mehr als andere weibliche Personen. Uebrigens weis Jeder, daß der Mensch sich zum Vielesser gewöhnen kann. — Aus gewissen Umständen, z. B. aus der Form des Magens und der Gewohnheit der Säuglinge, die allemal den Magen voll Milch saugen, ehe sie aufhören, scheint zu erhellen, daß es besser sei, allemal bis zur Sättigung, als nur wenig auf einmal essen. Es scheint auch gut, diese Sättigung nach Beschaffenheit der Eßlust einigemal des Tages zu wiederholen. Ruhe ist wohl, wie die Beispiele der Kinder und der Thiere zeigen, nach der Mahlzeit am zuträglichsten. Uebermäßiger Genuß fordert von dem Magen und übrigen Organen mehr, als sie leisten können, und schadet daher offenbar dem Körper.

Bekanntlich kommen unter dem Menschen so gut, ja öfter noch, als unter den Thieren, gewisse Mißgestalten zum Vorschein, die unter dem Namen Mißgeburten bekannt sind. Bei einigen derselben haben nur einzelne Glieder oder einzelne Theile des Körpers eine Mißgestalt; bei andern stehen gewisse Glieder am unrechten Orte; noch andern fehlen ganze Glieder; manche endlich haben überzählige oder unmäßige große Glieder.

Hieher gehören auch die wenigen Beispiele von zusammengewachsenen Menschen, wovon die merkwürdigsten die beiden Schwestern, Judith und Helene aus Ungarn sind, die 23 Jahre lebten.

Es wäre noch übrig, von den vornehmsten Krankheiten des Menschen zu reden; allein wir würden diesen ohnehin schon weitläuftigen Artikel wider den Zweck des Werks zu weit ausdehnen, wenn wir von jeder derselben nur etwas mehr, als den Namen anführen wollten. Eben so müssen wir dem, der sich über die Beschaffenheit der geistigen Kräfte und Anlagen des Menschen näher unterrichten will, auf Werke verweisen, welche die physische und moralische Geschichte des Menschen ganz besonders zum Gegenstande haben, z. B. die allgemeine Naturgesichte des Menschen, 2 Bände. Mit Kupfern. — Funkes Geschichte des Menschen — dessen Unterricht vom Menschen. — Kants Antropologie in pragmatischer Hinsicht. — Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte rc. (Funkes Naturlexikon.)

Kurze

Darstellung

der Verschiedenheit der Menschen im Allgemeinen und Besondern, nebst

Beschreibung

der verschiedenen bekannten Völkerschaften der Erde.

Allgemeine Verschiedenheit der Völker, und Menschenraçen.

Die Meinung, die einige Gelehrten hegten, daß die Menschheit von mehr als einem Stammvater abstamme, ist längst wiederlegt, und dagegen bewiesen: daß nur von einem Urelternpaar alle künftigen Generationen der Erde entsprossen seyen. Allein Temperatur, Lebensweise, Sitten,

Gebräuche und Kultur haben unstreitig die, wenn auch auffallenden Unterschiede hervorgebracht, und die Fortpflanzung durch ähnliche Eltern hat zuletzt bleibende (karakteristische) Verschiedenheiten geschaffen, die ganze Nationen durch Generationen hindurch, so lange sie nämlich blos mit ihren Eingebornen sich paaren, so auffallend vor andern auszeichnen, daß man freilich leicht in Versuchung geräth, sie wenn auch für ein Geschlecht (genus) doch für unterschiedene Arten (species) zu halten. Blumenbach, Sömmering, Zimmermann, und andere haben sich vorzüglich um die Untersuchung der besonderen Bildung der verschiedenen Völkerschaften der verschiedenen Welttheile und Zonen verdient gemacht, und ersterer hat fünf Abarten (Raçen) des Menschengeschlechts angenommen, deren Verschiedenheiten vorzüglich auf der Farbe der Haut beruhen. Auch in den Haaren findet zwischen verschiedenen Nationen eine auffallende Verschiedenheit statt, die vorzüglichste aber zeigt sich in der Bildung des knöchernen Schedels, und am wenigsten bey den übrigen Theilen und Gliedern des Leibes; auch sind hier die Abweichungen nicht so national, indem oft Personen von schöner und häßlicher Bildung, von schlankem und plumpem Wuchs, von starken und schwachen Knochen ꝛc. in einer und derselben Familie getroffen werden. Mehr wieder ist eine bestimmte Grösse gewissen Völkern eigenthümlich; indem

in einigen Gegenden die meisten Menschen sehr klein, in andern aber sehr groß sind, und wieder in andern nur Menschen von mittelmässiger Statur sich einheimisch finden, — Wir wollen nun diese genannten Verschiedenheiten, die die Völker der Erde so kenntlich von einander unterscheiden, kürzlich durchgehen:

In Rücksicht der Farbe sind die Menschen entweder weiß oder schwarz, lichtbraun oder kupferroth; indessen giebt es noch unzählige Nuancen, durch welche jede dieser Hauptfarben nach und nach in die andere übergeht und sich verliert, auf die man aber unmöglich achten kann, wenn man nicht die Abtheilungen des Menschengeschlechts in Raçen *) ohne Noth vervielfältigen wollte. Der Sitz dieser verschiedenen Farben der Menschen ist das malpighische Netz; **) oder der malpighische Schleim, der un-

*) Von denen von Blumenbach angenommenen Raçen machen die erste, ausser den Europäern, die westlichen Asiaten, die nördlichen Afrikaner, die Grönländer und Esquimos, deren Haut mehr oder weniger weiß ist, aus; die zweite begreift die übrigen Asiaten, die sich durch die olivenbraune Farbe auszeichnen, unter sich; die dritte bilden die Negers; die vierte die kupferfarben Bewohner des übrigen Amerika's, und die fünfte endlich die Neuseeländer, die mehr oder weniger braun aussehen.

**) Man nennt diese Substanz fälschlich ein Netz, weil sie die Haut nur als ein leicht auflöslicher Schleim überziebt, indessen bat Herr Prof. Sömmering ge-

ter dem Oberhäutchen, das fast bey allen Menschen, die Negers ausgenommen, bey denen es ins graue und dunkle spielt, weiß und halbdurchsichtig ist; ausser der nationalen Verschiedenheit findet man die Farbe dieses Schleims auch bey jedem erwachsenen Menschen nach Maasgabe des Alters und der Lebensweise und selbst einiger Krankheiten, wie es z. B. bey der Gelbsucht der Fall ist, verschieden modifizirt.

Die Verschiedenheiten die in Hinsicht der Gestalt des knöchernen Schedels statt finden, sind, wie schon bemerkt, besonders auffallend; der Hauptunterschied zeigt sich am Stirnbein, am Kinnbacken und am Hinterhauptsbeine, und nach unsern Begriffen von Schönheit möchte wohl der Schedel eines Europäers, und zwar eines Deutschen, der schönste seyn, indessen könnte vielleicht beim Ostindier und Afrikaner, und selbst beim kalmükischen Tartarn der Schedel ihrer Nation den Vorzug erhalten, weil jede Nation gewiß sich selbst zum Maasstab ihrer eigenen Schönheit wählt. Der Schedel des Europäers nähert sich unter allen am meisten der ovalen Gestalt, und das Hinterhaupt desselben stellt den breitern Theil eines Eyes vor. Die Stirn

funden, daß sie an dem Hodensacke des Mohren, als eine von dem Leder und Oberhäutchen deutlich abgesonderte Membran dargestellt werden kann.

ist schön gewölbt, und das ganze knöcherne Behältniß des Gehirns ist rund und im Verhältniß mit dem von andern Nationen, ziemlich geräumig, woraus man vielleicht nicht mit Unrecht auf die grössern Geistesfähigkeiten dieser Menschenraçe schliessen dürfte; die Nasenknochen und die Kinnbacken dieses Schedels zeichnen sich auch besonders dadurch aus, daß sie weder zu sehr hervorspringen, noch zu weit zurücktretten.

Ganz anders gestaltet ist der Schedel des Ostindiers. Die Wölbung des Hirnschedels ist bey diesem weit spitziger, als beym Europäer; das Hinterhaupt ist kürzer, der Raum fürs Gehirn schon enger, und die Knochen überhaupt, und besonders die der Kinnladen sind ungemein stark.

Der Afrikaner, unterscheidet sich von beyden; sein Hinterhaupt ist breiter, kürzer und enger, besteht aus einem sehr starken Knochen, die Jochbeine seines Schedels springen stark heraus, seine Nasenbeine sind kurz, und die Zahnhöhlen stehen weit hervor, und beydes verursacht die dicken plätschichten Nasen und aufgeworfnen Lippen der Neger.

Am meisten von der Schönheit, nach unsern Begriffen, entfernt sich der Schedel des kalmükischen Tartarn. Dieses Volk zieht an dem kaspischen See, und weiter hinauf gegen Norden no-

madisch *) umher, und nährt sich größtentheils von Pferdefleisch und Milch. Ihr Hirnschedel läuft mützenförmig zu, die Stirn ist kurz fast wie bey den Affen; die Augenhöhlen sind tief und die Nasenknochen so kurz und flach, daß sie fast gar nicht über die übrigen Gesichtsknochen heraus ragen. Weit hervor aber steht ihre spitze Unterkinnlade, die aus einem ziemlich schwachen Bein besteht. Diese Bildung des Kopfes macht, daß an diesem Schedel das Profil des ganzen Gesichts sich nach einwärts biegt, und sich folglich von allen andern Nationalschedeln unterscheidet, indem die Profile derselben sich alle nach auswärts krümmen.

Daß man, so wie man aus dem weiten Hirngewölbe des Europäers, auf seine Geistesvorzüge schliessen kann, aus dem engen Hirnschedel des Ostindiers seinen geringern Verstand abnehmen könne, ist nicht ganz unwahrscheinlich, wiewohl selbst hier Ausnahmen Statt finden können; aber weit weniger zuversichtlich sind die Schlüsse, vermöge

---

*) Nomaden nennt man diejenigen Völker, die Hordenweise von einer Gegend in die andere ziehen und sich überall nur so lange aufhalten, als sie daselbst Unterhalt und Nahrung finden; folglich keinen bestimmten Wohnsitz haben und keine Gewerbe, selbst den Ackerbau nicht treiben, sondern nur nach Umständen von der Jagd und der Fischerey und solchen Vegetabilien leben, die ohne Kultur ihnen freywillig der Boden schenkt.

welcher man aus der grossen starken Kinnlade des Ostindiers, auf seine Eßgierde — aus dem starken Nacken, den das breite Hinterhaupt des Afrikaners ihm bildet, auf seine natürliche Bestimmung, das Joch der Sklaverey zu tragen — aus der niedern Stirn, den tiefliegenden Affenaugen und dem eingebogenen Profil des Kalmücken, Poltronerie und Raubgierde und aus seiner eingedrückten kleinen Nase und seinen spitzen Kinn Falschheit und Untreue, deduziren will.

Dies sind die Abweichungen, die an den Schedeln der verschiedenen Nationen beständig vorkommen und folglich sie karakterisiren.

Weit unbedeutender und bei weitem weniger beständig und national sind die Verschiedenheiten der Gestalt der übrigen Glieder des menschlichen Körpers. Aber eine grosse Verschiedenheit des Haarwuchses unter den verschiedenen Menschenracen findet, wie wir früher schon erwähnt haben, statt. In Hinsicht der Farbe trift man auf keinen bleibenden Nationalunterschied, nur kann man im Ganzen annehmen, daß bey Völkern, die eine zarte weisse Haut haben, die Haare mehr weiß, blond, oder roth seien, und bei denen, deren Haut dicker und deren Farbe dunkler ist, mehr braune und schwarze Haare gefunden werden. Mehr und beständigere Abweichungen zeigen sich im Wuchs der Haare. So sind beim Ne-

seeländer, Amerikaner und den meisten europäischen Nationen die Haare lang und gestreckt; bei den Schwarzen und einigen Südeuropäern kurz und kraus; und am feinsten und am meisten kraus, so daß sie fast der Wolle mancher Thiere gleichen, bey den eigentlichen Negern. Daß es aber Völker gäbe, deren Männer ganz ohne Bart wären, gehört unter die Fabeln, denn die Karaiben und viele Amerikaner ꝛc. die man bartlos fand, reissen sich, aus hergebrachter Sitte, absichtlich die keimenden Haare mit der Wurzel aus, so wie die Hunnen ihren Kindern die Haut des Gesichts versengten, damit bey ihnen kein Bart wachsen möge, indem bei diesen Völkern einen Bart zu haben so schimpflich war, als es bei andern für ehrenvoll gehalten wird. Bemerkenswerth ist es, daß schon seit den alten Zeiten die Haare in Hinsicht ihrer Farbe der Mode unterworfen waren; denn schon die alten Gallier, färbten sie roth, die Deutschen mit Salben aus Ziegentalg und Buchenasche blond, die Weiber auf den marianischen Inseln weiß und die Römerinnen eines gewissen Zeitalters, so wie die Jüdinnen, mit Goldstaub gelb; und Jedermann weis, wie sehr in Europa durch den Gebrauch des Puders die natürliche Farbe der Haare verderbt zu werden pflegte, eine Sitte die in mancherlei Hinsicht mit Recht ganz verdrängt zu werden scheint.

Wir haben oben schon angeführt, daß auch in Hinsicht der Leibesgrösse nationale Verschiedenheit der Völker sich zeige; denn von der verschiedenen Grösse der Menschen überhaupt, wo die Natur in unzähligen Abstuffungen von den seltenen Ausnahmen, die sich uns unter der Gestalt von Zwergen darstellen, bis zu den eben so seltnen Erscheinungen der Riesen fortschreitet, wird später die Rede seyn. Der beträchtlichste Abstand in dieser Hinsicht ergiebt sich zwischen den Ankasas in Nordamerika, den Patagonen, die im untern Theile von Paraguay wohnen und einigen Südseevölkern, die alle, nämlich die Männer, denn die Weiber sind bei allen Nationen gewöhnlich kleiner als jene, 6 — 7 Fuß messen, und zwischen den Pescharäs, die in der Gegend der magellanischen Strasse leben, und den Esquimos und den noch kleinern in den madagaskarischen Gebirgen wohnenden Kimos, die nur 4 Fuß und wohl darunter haben. Bemerkenswerth ist bei dieser Gelegenheit noch, daß eine Nation in Ansehung ihres ausgezeichneten schönen Wuchses ausarten und verlieren kann, wie dies vorzüglich, wie aus den Zeugnissen der alten Schriftsteller z. B. des Cäsars, Tacitus, Mela rc. erhellet, bey den Deutschen, Britten und Burgundern der Fall ist, die selbst ehemals den Galliern durch ihr heldenmäßiges Ansehen sich furchtbar machten, indem eine Grösse von 6 Fuß 3 Zoll bis 7 Fuß bey ihnen Nationalschlag

war. Der durch Zerstörung der Wälder und Austrocknung der Sümpfe milder gemachte Himmel, der häufige Gebrauch warmer und geistiger Getränke, besonders des Branntweins, vermehrter Genuß der vegetabilischen Speisen, frühere Ehen und überhaupt früheres Hingeben den Genüssen der Sinnlichkeit, daraus entsprossene Laster, gehäuftere Sorgen und bey weitem mehr sitzende Lebensart sind es leider, die uns dieses physische Sinken dieser Nationen, deren einer wir selbst angehören, erklärbar machen. Die Menschen der mittlern Grösse, das ist, die 5 — 6 Fuß messen, bewohnen den übrigen und größten Theil der Oberfläche der Erde, ihre Anzahl beträgt etliche hundert Millionen, wo die des niedrigsten und höchsten Maases zusammen kaum eine Million ausmachen. Aber selbst unter diesen der mittlern Grösse giebt es Völker die besonders sich durch einen schönen Wuchs auszeichnen, wohin z. B. die Griechen, Cirkassier, Georgier und fast alle Europäer gehören.

Wenn man nun diese unterscheidenden Merkmale der Menschen, besonders die Farben, Gestalt und Grösse zusammengenommen berücksichtigt, so lassen sie sich füglich alle unter sechs verschiedene Hauptraçen oder Spielarten bringen, von denen jede ihren besondern Theil der Erdfläche bewohnt, welchen entweder grosse Gebürgsketten oder starke Ströme, oder der Ozean oder die beyden kalten Erdgürteln begrenzen, welche Eintheilung um so natür-

licher

licher scheint, weil gleichsam die ganze bewohnbare Oberfläche des Erdballs von der Natur auf diese Weise in etliche Distrikte abgetheilt ist. Der erste dieser Distrikte ist Amerika, der zweite Indien, der dritte Afrika, der vierte Europa, der fünfte Asien, und der sechste die Polarländer, und wir haben also auf diese Art sechserlei Menschen zu betrachten, nämlich Amerikaner, Indier, Afrikaner, Europäer, Asiaten oder Tartaren, und die zwergartigen Polarmenschen.

Die Amerikaner (Tab. I. Fig. 12 — 24) haben gegen Norden (Mitternacht) die sogenannte Hudsons-Strasse und Hudsons-Bay *), gegen Süden (Mittag) die magellanische Strasse und gegen Osten und Westen (Morgen und Abend) die Ufer des Ozeans zur Grenze. Das Gesicht dieser Menschen ist ziemlich rund, ihr Hauptbaar schwarz, steif, borstig und dicht, ihr Bart hingegen dünn, ihre Haut kupferfarb, ihre Statur mittelmässig, und der Bau ihres Körpers im Ganzen wohl proportionirt. Dies sind ungefähr die

*) Strasse heißt in der Schiffersprache eine Meerenge, in welcher man aus der offenen See, gleichsam wie auf einem breiten Fluß zwischen dem Land hindurch segeln, und sodann wieder in die offene See gelangen kann. — Bay oder Meerbusen, aber wird jede Stelle des Weltmeers genannt, wo es sich tief ins feste Land hinein krümmt.

Hauptmerkmale, die sie hinlänglich von andern Nationen unterscheiden, weil sie bey andern Racen nicht so beysammen gefunden werden; indessen darf man auf kleine Ausnahmen nicht achten, weil einzelne Stämme oder Nationen jeder Hauptrace in einzelnen Nebendingen immer merklich von einander abweichen. So haben die Einwohner von Mexiko (Tab. I. Fig. 18. 19.) grosse Augen und weite Nasenlöcher, und bei den Karaiben (Tab. I. Fig. 14. 15.) ist dies gerade umgekehrt; die Bewohner von Brasilien haben grosse Mäuler, grosse Augen und breite Nasen, und die von Terra firma hingegen, eingedrückte Stumpfnasen, dünne Lippen und sehr kleine Mäuler. Die Patagonen (Tab. I. Fig. 24.) zeichnen sich durch kleine Nasen und Augen, um welche sie schwarz und weisse Ringe malen, aus, das Gesicht selbst bestreichen sie mit rother Erde, um sich nach ihren Begriffen dadurch recht schön zu machen, und besonders unterscheidet sie unter allen bekannten Nationen ihre ausgezeichnete Grösse. Die Peruaner (Tab. I. Fig. 20. 21.) und die Einwohner von Chili haben kleine Stirnen und Habichtsnasen, und die Kalefornier sind schlanker und hagerer, als die übrigen Amerikaner. Letztere weichen auch noch, wie die Brasilianer darinn von andern Menschen ab, daß ihre innern Augenwinkel nicht spitzig zusammen lauffen, sondern fast halbzirkelförmig aussehen — und die An-

kasas, die so groß, wie die Patagonen sind, haben ausserdem noch eine hübsche Bildung, und ein blondes Haar zum unterscheidenden Merkmale von den übrigen Amerikanern.

Die Anzahl der **Amerikaner** ist im Verhältniß zu ihrem grossen Lande, in welchem sie hin und wieder zerstreut wohnen, ziemlich klein, und überall findet man dort nur kleine Staaten, die in keiner besondern Verbindung mit einander stehen. Ohne Kultur und Wissenschaften leben sie einfältig und ungesittet in Abgötterey und Aberglauben tief versunken dahin; doch an Belohnungen und Strafen, die erst nach dem Tode erfolgen, glauben sie fest. Ihre bürgerlichen Gesetze sind sehr streng, und ihre Uebertretter werden nicht selten unter den schauderhaftesten Martern zu todt gepeinigt. Oefters führen die amerikanischen Nationen unter einander selbst Krieg, wiewohl die Armeen ihrer stärksten Mächte alsdann kaum einige 100 Mann ausmachen. Gegen ihre Kriegsgefangenen verfahren sie äusserst grausam; sie binden sie nämlich an Pfähle, wo sie zuerst von den Weibern unter grossem Siegesgeschrei halb zu todt gebraten, und sodann noch lebendig scalpirt werden, wobei sie nicht die geringsten Merkmale schmerzhafter Empfindungen äussern. Sie sind sogar so standhaft und unbeugsam, daß sie sich mit Fleiß todt hungern, wenn sie keine andere Hofnung, aus der Gefangenschaft zu entkommen, haben. Als

die Spanier zuerst nach Florida, dessen Bewohner Tab. I. Fig. 16. 17. abgebildet sind, kamen, um es zu erobern, argwöhnten die gutherzigen Amerikaner nichts Böses, und kamen aus Neugierde hauffenweise auf die Schiffe, wohin sie Silber und Perlen brachten, um nur diese schwimmenden Städte und die sonderbaren Fremdlinge, die sich auf ihnen befanden, genauer betrachten zu dürfen. Allein die Spanier erlaubten denen, die da waren, nicht mehr sich zu entfernen, und führten auf diese Art 3 Schiffe voll als Sklaven nach St. Domingo. Zwey von diesen giengen unter Wegs zu Grunde, und auf dem dritten hatten sich alle Amerikaner zu todt gehungert, ehe es auf der Insel ankam. Ferner wollte man die Einwohner einer gewissen Gegend Amerika's zwingen, Gold aus den Bergen und Bächen herbeizuschaffen; allein in einer einzigen Nacht hatten sich fünfzig Familien erhenkt, so daß am andern Morgen die ganze Gegend von Menschen leer war.

Die Amerikaner tragen eigentlich keine Kleider, sondern umgürten sich nur mit Federn, Schilf oder Thierfellen, und beschäftigen sich mit der Jagd, mit dem Fischfang und dem Ackerbau, jedoch wird letzter bei ihnen sehr elend betrieben, weil sie von den nöthigen Feldgeräthschaften gar keine Kenntniß haben. Besondern Mangel an Kultur haben die oben schon erwähnten riesenmässigen Patagonen, die im südlichen Amerika umher streifen, und

manchmal bis an die magellanische Meerenge kommen. Ihr eigentliches Vaterland aber ist wahrscheinlich die grosse Ebene zwischen Chili und Paraguay. Diese breitschulterigten, grossen, mit grossen Köpfen und plumpen Gliedern versehenen Menschen sind beständig mit Weib und Kindern zu Pferd, und können besonders gut reiten, ob sie gleich weder Sättel noch anders Reitzeug haben. Wie sie aber zu so vielen Pferden gekommen sind, weis man noch nicht, da man doch im übrigen Amerika noch nirgends dergleichen gefunden hat. Daß sie solche, wie einige glaubten, von den Spaniern gekauft haben sollten, ist wenigstens nicht wahrscheinlich. Vom Ackerbau und Viehzucht und andern Arbeiten kultivirter Nationen wissen sie gar nichts, und leben nur von der Jagd wilder Thiere, besonders der Guanikoes, die, den Höcker den sie haben und den Mangel der Geweihe abgerechnet, am meisten unsern Rehen ähnlich sind, deren Fleisch sie roh essen, und in deren Felle sie sich hüllen.

Ausser den angeführten Nationen oder Völkerstämmen Amerika's, sind noch auf unserer I. Tafel die Kanadier Fig. 12 und 13. und die merkwürdigen Einwohner von Guyana Fig. 22. 23. abgebildet, deren wir auch hier noch Erwähnung thun wollen. Die erstern sind tapfer und von schönem Körperbau, bewohnten sonst Kanada, im nördlichen Theil von Amerika, leben aber jetzt nur in kleinen Ueberresten unter den dort angesiedelten

Europäern; sie haben äusserst scharfe Sinnwerkzeuge, und zeichnen sich unter ihren Landsleuten den Amerikanern, durch ein besseres Gedächtniß, eine lebhafte Einbildungskraft, und durch eine sonderbare Mischung von Wildheit und Herzensgüte aus; sie sind redlich und uneigennützig und wie die übrigen Amerikaner standhaft im Leiden und im Schmerzen, und wären gewiß einer grössern Ausbildung fähig. Ihre Haut tätowiren *) und bemahlen sie abentheuerlich genug, und besonders eitel sind ihre Weiber, auf denen wie, bey allen wilden Nationen alle Last der Arbeit liegt. — Die Ueberreste der rothen Karaiben halten sich zum Theil in Guyana, im südlichen Theil Amerika's, auf; sie ist ein fester, breitschulterigter Schlag Menschen, mit platter Stirne und Nasen sind von zimmetbrauner Farbe, von eingeschränktem Verstande, so daß sie nicht über 20 zählen können, und leben sehr mässig und zwar meist von Pflanzenspeise, besonders vom Maniok. Männer und Weiber durchbohren sich nicht selten die Nasenknorpel und stecken als Schmuck eine Feder durch; und sonderbar ists, daß hier die Männer und Weiber, jedes seine besondere Sprache habe. Wahrscheinlich rotteten ihre Vorfahren, die aus Süden aus den Antillen kamen, die Män-

*) Verschiedene wilde Völker ritzen oder punktiren sich allerhand Figuren und Schnörkel in die Haut, und füllen die gemachte Wunde mit Farben aus, damit die Zierathen lebenslang sichtbar bleiben, und dies nennt man tätowiren.

ner aus, und schonten der Weiber, bei welchen sich die alte Sprache erhielt. Fast völlig unbekleidet ziehen sie oft aus Guyana bis nach den Besitzungen der Holländer, Surinam ꝛc. Ihre Haut streichen sie roth an, um sie für den Stich der Insekten zu sichern, und ihre Hauptbeschäftigungen sind: Tobakrauchen, Zähneputzen und das Ausrauffen der Barthaare. Sie denken so wenig an die Zukunft, daß sie des Morgens ihre einzige Hangmatte an den, der sie ihnen feil macht, verkauffen; weil es ihnen nicht einfällt, daß es wieder Nacht werde. Ausser der giftigen Wurzel des Manioks, aus der sie aber gutes unschädliches Brod zu bereiten wissen, bauen sie noch türkischen Weitzen, und auch die Jagd treiben sie mitunter. Schimpfworte, Dieberei und Lügen sollen bei ihnen unbekannt seyn, und so blutig sie jede Beleidigung an einem Fremden rächen, so großmüthig verzeihen sie denen, die mit ihnen zu einem Stamme gehören.

Endlich müssen wir hier auch noch der Ankasas gedenken, die am St. Lorenzofluß wohnen, und sich durch ihre Grösse, so wie die Patagonen, auszeichnen; indessen sind sie von letztern durch eine weisse Haut, durch blondes Haar, blaue Augen, welches zusammen nebst ihrem schönen Wuchs ihnen eine angenehme Gestalt giebt, verschieden; leider aber ist dieses merkwürdige Volk durch die Pocken, die die Europäer dahin brachten, fast ganz aufgerieben worden.

Die zweite Menschenrace hat ihren Wohnsitz, auf allen Inseln der südlichen Halbkugel der Erde, die man zusammen genommen Südindien nennt; ferner auf dem ostindischen Archipel und endlich in einem grossen Theil vom festen Lande von Asien, welcher gegen Norden mit dem Hoangho, einem beträchtlichen Fluß des chinesischen Reichs, gegen Westen mit dem Ganges und gegen Süden und Osten mit dem Ocean begränzt ist. Die Bewohner dieses grossen Theils der Erdfläche heissen überhaupt genommen Indianer, sie haben platte Angesichter, mit breitgedrückten Nasen und wenigen, doch steiffen Barthaaren, und ihre Farbe ist kastanienbraun; nur die Bewohner von Neuseeland (Tab. I. Fig. 6. 7.) und Neuholland (Tab. I. Fig. 10. 11.), machen eine Ausnahme von dieser Regel, indem die erstern Habichtsnasen und die letztern eine dunkelbraune Hautfarbe haben; dafür aber sind sie an ihren flachen Gesichtern, ihren dünnen Bärten und steiffen Haaren desto kenntlicher.

Indessen weichen die Nationen, die zu dieser Race gehören hinsichtlich ihrer Sitten, Statur, und ihres Wachsthums sehr von einander ab; so haben z. B. die Weltumschiffer in den Ländern des Südmeers bald ungemein grosse, bald überaus kleine und krumbeinigte, bald liebreiche und fröhliche, bald furchtsame, bald traurige und feindselige Menschen angetroffen. Einige von ihnen,

nämlich die Neuseeländer verzehren sogar ihre im Krieg überwundenen Feinde mit größtem Appetit, und sind also Menschenfresser. Aber in Südasien, welches besonders stark bevölkert ist, findet man die Bramanen, worunter z. B. die Bewohner von Ava (Tab. II. Fig. 1. 2.) gehören, und unter ihnen viele aufgeklärte und gesittete Menschen. Sie sind schon seit alten Zeiten her wegen ihrer Weisheit berühmt, so wie die Chinesen (Tab. II. Fig. 6. 7.), die ebenfalls unter sie zu zählen sind, und bey welchen viele Künste und Wissenschaften viel früher gefunden wurden, als bey uns. Aeusserlich unterscheiden sich die Bewohner dieser Gegenden beträchtlich: auf den Inseln des ostindischen Archipels haben sie lange Gesichter und spitzige Köpfe; in Siam (Tab. II. Fig. 8. 9.) hingegen haben sie kurze Stumpfnasen und lange Hängohren, die aber allein von den schweren Ohrgehängen so tief herunter gezogen werden. In Ava, Tunquin, Kampodia, Kotschintschina und China trift man gewöhnlich viereckigte Gesichter an, die einen sonderbaren Anblick verursachen, da sie zugleich ganz platt sind. Dort haben sie auch sehr grosse weit von einander abstehende Augenhöhlen, worinn dennoch nur ganz kleine Augäpfel versteckt liegen, und um welche die Augenlieder und Braunen sich, wie bei den Katzen schief von oben herab ziehen.

Abgebildet sind noch von dieser Race die Bewohner einiger Südseeinseln, nämlich: die der neuen Hebriden (Tab. I. Fig. 1. 2.) einer der Freundschaftsinseln (Tab. I. Fig. 3.) dessen Landsleute ziemliche Schönheit und mannigfaltige Geschicklichkeit besitzen, wenn sie auch etwas roher und ungefälliger sind, als die von Otaheiti; — zwei Einwohner von Ulieta (Tab. I. Fig. 4. 5.) wovon Fig. 5. den berühmten Omiah vorstellt, den Kapitain Fourneau nach London brachte, der bald den feinen Ton der glänzendsten Zirkel daselbst lernte, der aber von Cook seinem Wunsche gemäß 1779 wieder in sein Vaterland gebracht wurde — ferner eine Frau aus Otaheiti (Tab. I. Fig. 8.) nebst einem Knaben von da (Fig. 9.), beide Bewohner einer Insel, die nach Forsters Zeugniß mit unter die herrlichsten Gegenden unsers Erdbodens gehört, und deren Eingebohrne ihrer körperlichen Schönheit, die nur die braune Farbe etwas mindert, ihrer Herzensgüte und Geschicklichkeit wegen wohl den Namen von Wilden mit Unrecht führen würden — und endlich ein Amboiner (Tab. II. Fig. 3.), der einem Völkchen zugehört, das äusserst tapfer ist, und mit Fleiß und Anstrengung seine Felder baut. Merkwürdig ist von dieser Nation, daß sie ein Vorurtheil hat, das manchem Menschen das Leben kostet, nämlich daß der, den einer von ihnen ermordet habe, jenen im andern Leben bedienen müsse.

Die dritte Race des Menschengeschlechtes machen die Bewohner von Afrika aus. Die Grenzen dieses Landes sind: gegen Norden das mittelländische Meer; gegen Westen und Süden der Ocean; gegen Osten das indische Meer und der persische Meerbusen nebst dem Euphrat, über dies liegt noch ausser diesen Grenzen das Reich des grossen Mogols, welches ebenfalls Afrikaner bewohnen, so weit es nämlich gegen Westen, Süden und Osten von dem indischen Meer, und gegen Norden von dem Ganges und Indus eingeschlossen ist; und ferner wohnen sie noch auf den vielen Inseln, die um gedachten Grenzen herum liegen, und besonders auf Madagaskar. Die Kennzeichen dieser Variation sind: ein starker Nacken, aufgeworfene Mäuler, kurze krause feine Kopf- und Barthaare, dunkelschwarze Farbe ihrer Haut, und endlich aufgedunsene Bäuche und übelgebildete Schenkel. Am Senegal und in Unter- und Oberguinea wohnen an den Seeküsten die Neger (Tab. II. Fig. 10. 11. 12. 13. 18. 19.) deren Haut pechschwarz und dabei ungemein weich, fein, öligt und glänzend ist. Ihre Lippen sind schön roth, ihre flachen Hände und Fußsohlen röthlich, ihre Zähne blendend weiß, und ihr Haar, was sie besonders von den übrigen Nationen Afrika's unterscheidet, ist sehr kurz, fein und kraus, wie Schafwolle. In den innern Gegenden dieses Welttheils aber, wo sich das Land allmählig mehr und mehr erhebt und

voller Gebirge ist, sollen die Einwohner nicht sonderlich schwarz aussehen, ungeachtet sie eben so nahe am Aequator wohnen, als die eigentlichen Neger. Das nämliche gilt auch von den Hottentotten (Tab. II. Fig. 16. 17.) und Kaffern, die sich an den südlichen und östlichen Küsten aufhalten; ferner: von den Aethiopiern oder Mohren, (Tab. II. Fig. 14. 15.) von den Egyptiern, von den Barbaresken, von den Arabern, von den Bewohnern der Insel Ceylon, von Madagaskar und von denen des Reichs des grossen Mogols (Tab. II. Fig. 4. 5.), die alle braun sind, ob sie gleich unter die Afrikaner gehören. Merkwürdig ist es, daß man in allen hieher gehörigen Ländern kein einziges Volk der ersten Grösse, wie in andern Distrikten antrift; sie sind sehr selten über 5 Fuß hoch; und sogar wohnt unter den Negern auf den Gebürgen von Madagaskar ein Völkchen, das man Kimos oder Quimos nennt, und von denen wir bei Gelegenheit der Polarmenschen sprechen wollen, die noch kleiner, als die Esquimos sind. Es ist bekannt, daß vor alten Zeiten in Egypten sehr weise und gesittete Menschen lebten: jetzt aber ist die ganze Race der Afrikaner dumm, ungesittet, sclavisch und raubgierig.

Die vierte Hauptrace des Menschengeschlechtes bilden wir Europäer. Uns begrenzen in Norden der kalte Erdgürtel, im Westen der Ozean, im Süden das mit-

telländische Meer, der Euphrat und der persische Meerbusen; ferner das indische Meer und der Indus. In Osten trennen uns von Asien die grossen Gebirgsketten von Imans und Ural, die sich von den Quellen des Indus und Ganges an, nach Norden zu, bis an den Polarkreis erstrecken. Innerhalb dieser Grenzen, liegen ausser den Ländern, die eigentlich zu Europa gehören: Persien, ein Theil von Kleinasien, Turkomanien, Georgien und Circassien, deren Bewohner man alle zu unserer Race zählt.

Der Europäer unterscheidet sich von den übrigen Menschen durch ein länglichtes Hinterhaupt, durch die gefällige Wölbung des Hirnschedels und der Stirne, durch das erhabene Gesicht mit weit geöfneten Augen von proportionirter Grösse, durch die erhabene hervorstehende Nase, die dünnen Lippen und endlich durch das lange etwas lockichte meist braune oder blonde Kopf- und Barthaar. Seine Haut ist in den nördlichen Gegenden meistens blond, in südlichen mehr brunett, und was die Statur betrift, so hat man Nationen und Stämme der ersten, aber keine der niedrigsten Grösse, doch sind bei weitem die meisten von mittlerer Statur. Bei einem vollkommenen schön gebildeten Europäer laufen die innern Augenwinkel und Enden der Augenbraunen nicht schief gegen die Nase herab, oder gegen die Stirn hinauf, sondern stehen einander gerade gegenüber. Das Gesicht macht ein schönes Oval, dessen dünneres Ende das Kinn, das

dickere hingegen der Scheitel ist. Von der Länge des Gesichts beträgt die Stirn oder der Raum zwischen den Haaren und Augenbraunen ein Drittel, so wie die Nase das zweite, und der noch übrige Theil desselben das dritte Drittel ausmachen. Der Rücken der Nase ist weder sehr eingedrückt, noch gebogen, sondern senkt sich beinahe in einer schnurgeraden Richtung von der Stirn schief vorwärts herab, und der Raum zwischen beiden Augen ist so breit, als der Mund, oder als jedes Aug selbst welches auch von beiden Nasenflügeln gilt. Theilt man das unterste Drittel des Gesichts der Länge nach ebenfalls in drey gleiche Theile; so nimmt der Raum zwischen der Nase und Spalte des Mundes ein Drittel ein, während das zweite bis an die Vertiefung über dem Kinne, und endlich das dritte Drittel bis ans Ende des Kinns reicht. Dies ist ungefähr die Beschreibung eines Kopfes, den wir schön, oder griechisch oder cirkassisch zu nennen pflegen, und wozu ein Körper von mittlerer Grösse erfordert wird, dessen Glieder alle stark, wohlgebildet und mit einer zarten Haut umgeben sind. Hinsichtlich der Seelenkräfte übertrift der Europäer alle andern Völker, ob sich gleich hin und wieder auch Menschen mit weniger Verstand, als dem eines Hottentotten oder Neuseeländers, unter ihnen finden.

Aus der geographischen Bestimmung unserer Grenzen erhellt, daß Schönheiten dieser Art nur die gemässigten

Himmelsstriche hervorbringen; daß aber auch Lebensart, Nahrungsmittel, Religionskultus, Wissenschaften, Kleidung, Art zu wohnen und überhaupt der Grad von Kultur unendlich viel auf die physische Ausbildung des Menschen wirke, ist vielleicht nirgends ersichtlicher, als eben in unserm Europa, wo noch besonders durch Heurathen, die Individuen aus verschiedenen Ländern untereinander schliessen, unzählbare Nuancen von Menschengestalten entstehen, die dann zum Theil mehr oder weniger unsern Idealen von Schönheit näher kommen, oder bisweilen in ungeheurer Entfernung von ihnen abstehen. Unter die schönsten Menschen unserer Race zählt man die Cirkassierinnen, die Kabardinnerinnen und die Einwohner von Kaschemir und Georgien, unter welchen allen nicht ein häßliches Gesicht gefunden werden soll. Besonders berühmt sind in dieser Hinsicht die Mädchen aus Cirkassien, durch den Handel den die arabischen und krimmischen Menschenhändler mit ihnen nach den Harems der orientalischen Grossen treiben. Sechs bis sieben Tausend Piasters sind der Preis, um welche diese schändlichen Menschen, jene unglücklichen Opfer der Sklaverey überliefern, und empörend ist es, wenn man hört, daß diese Mädchen nicht nur geraubt, sondern sogar zum Theil von ihren unwürdigen Eltern selbst aus niedriger Habsucht an die Mädchenhändler verkauft werden, nachdem sie zuvor durch sorgfältige Erzie-

hung, und feine Bildung ihrer körperlichen Schönheit grössere Anmuth zu geben, sich angelegen seyn lassen. Der habsüchtigen Sorgfalt der cirkassischen Mütter, ihren jungen Grazien ihre Schönheit zu sichern, hat man auch die Einimpfung der Pocken, die zwar gegenwärtig durch die Vaccination entbehrlich geworden, aber vor Entdeckung der Schutzblattern ihren grossen Werth hatte, zu verdanken. Denn von Cirkassien aus kam die Inokulation nach der Türkei, und von da durch die berühmte Lady Montague nach dem übrigen Europa.

Zur fünften Varietät des Menschengeschlechtes werden die Asiaten oder tartarischen Nationen gezählt, welche im rauhen Norden vom kalten Erdgürtel, in Westen von dem uralischen, in Süden von dem hohen Gebürge Boghdo und vom grossen chinesischen Flusse Hoangho, und in Osten von dem Ocean begrenzt sind. Auch zählen wir zugleich die Reiche Japan, und Jedso unter sie, weil sie nahe an den Küsten dieses Weltdistrikts liegen. Die Völker die zu dieser Race gehören, kommen ebenfalls in verschiedenen Kennzeichen, wodurch sie sich von andern unterscheiden, miteinander überein, und diese bestehen: in langen flachen Gesichtern, die oben breit und unten spitzig sind und sich durch ein weithervorstehendes Kinn auszeichnen, ferner in kleinen tief versteckten Augen mit dicken Liedern und borstigen Braunen, in kurzen, breitgedrückten Nasen, in erhobenen Backen,

wenigen dünnen borstigen, wie Pferdehaare groben, Haupt- und Barthaaren und endlich in dicken und ungestalteten Schenkeln mit kurzen Füssen. Gelehrsamkeit und Künste sind bey ihnen gar nicht zu Hause, indessen leben sie noch so ziemlich menschlich und nähren sich größtentheils von der Viehzucht. Ihre Hautfarbe ist fast durchgängig stark brunett; übrigens aber weichen einzelne Horden oder Stämme merklich von einander ab; so sind die Bewohner des japanischen Reichs den Menschen in Kambodia und Tunking in vielen Stücken ähnlich, und nur ihr plumper Körperban und geringer Bart unterscheidet sie von ihnen. Die Kalmucken (Tab. II. Fig. 23.), Baskiren (Tab. II. Fig. 13.), Jakuten (Tab. II. Fig. 19. 20.) und nogaischen Tartaren unterscheiden sich von den übrigen Stämmen durch ihre sonderbaren Augenbraunen, welche schief gegen die Nase herabstehen, wie bey den Katzen, und durch ihre Augen selbst, weil sie damit stets blinzeln, und nie gerade aufsehen. Die Koriäcken, welche an Sibiriens östlicher Ecke wohnen, weichen auch von den übrigen Stämmen der Tartaren merklich ab, da sie vorzüglich grosse Mäuler, und keine spitzige, sondern ovale Gesichter haben. Verschiedene ihrer Horden, besonders die nomadischen Bucharn (Tab. II. Fig. 22.) sind von ziemlich grosser Statur, dagegen sind die Kurilen (Tab. II. Fig. 17.) und Kamtschadalen (Tab.

II. Fig. 15. 16.) ziemlich klein, und übel gebildet, indem ihr dicker Bauch auf kurzen Schenkeln ruht. Diese letztern Nationen befinden sich ganz nahe an dem kalten Erdgürtel, wo die Ostiacken und Samojeden wohnen, welche mit ihnen zusammen wahrscheinlich nur einen Stamm ausmachen. Die übrigen tartarischen Nationen sind meistens von mittelmässiger Grösse. Ueberhaupt aber ziehen die meisten nomadisch in Horden von einer Gegend zur andern und setzen sich nirgends fest, daher sie sich auch gewöhnlich mit andern Völkerstämmen vermengen und selten sehr zahlreich werden.

Abgebildet finden wir noch ausser den angezeigten auf unserer zweiten Tafel einen von den Mongolen (Fig. 12.), die in Absicht auf Farbe, Bildung und Sitten mit den Kalmucken ziemlich verwandt sind. Man unterscheidet unter ihnen drey Stämme, nämlich die Scharasmongolen, die Kalkasmongolen und die russischen im salenginskischen Gebiete. Ehemals waren sie unter Attila und andern Heerführern der Schrecken der Welt; der grössere Theil von ihnen sind Verehrer des Lama's, und einen Beweis ihres Aberglaubens und ihrer geringen Aufklärung giebt ihre Art zu bethen; indem sie der Bewegung geschriebener Gebethe Wirkung zutrauen und deshalb Flaggen, worauf verschiedene Gebethe geschrieben sind, im Winde wehen lassen, oder

gar die Gebethe in einer sich um ihre Achse drehenden, cylinderförmigen Büchse, schnell untereinander in Bewegung setzen. Daß sie aber der Aufklärung und Veredlung fähig sind, beweist die aller Achtung werthe ungarische Nation, die sich von einem ihrer Stämme, den Mangyaren, ableitet. — Ferner sehen wir noch (Tab. II. Fig. 14.) einen Tungusen: Diese Nation ist zum Theile dem Kaiser von China, zum Theile Rußland unterworfen. Sie sind ein munteres, freymüthiges genügsames und im hohen Grade geduldiges Volk, schiessen trefflich mit Bögen und dienen als Kosaken. Ihre Uebungen zu Pferde sind ausserordentlich und im Fischfangen haben sie, bei schlechten Werkzeugen dazu, eine seltne Geschicklichkeit. In Absicht auf Wohnung und Lebensart, kommen sie mit dem Kalmucken überein und ziehen, wie diese, meist nomadisch umher. Wodurch sie sich besonders auszeichnen, ist: ihre Unreinlichkeit, und ihre Religion, die ein Gewebe von Unsinn ist und zum schamanischen Heidenthum gehört. Ihre Priester, oder Schamanen stehen in grossem Ansehen, und die Aussprüche derselben, die sie in einer Art von Eckstase von sich geben, hält man bei ihnen für untrügliche Orakel. Die Kleider der Tungusen sind meist von Leder mit Franzen und Säumen geziert, das Bruststück ist mit einer Menge Koralen behängt, auf den Köpfen, tragen sie statt Mützen Rehköpfe, an denen noch die Ohren und

Augenhöhlen sichtbar sind; und mit blauer Seide lassen sie sich als Zierde bogenförmige Linien ins Gesicht nähen.

Die Kabardiner endlich (Tab. II. Fig. 21.) gehören eigentlich zu den Cirkassiern, sind aber der russischen Hoheit unterworfen; sie bewohnen die Kabarda, ein gesegnetes Land, und treiben Handlung, Gewerbe und Ackerbau. Sie haben keine Städte, sondern nur Dörfer, die meistens aus Filzzelten bestehen. Ihre Weiber treiben die Weberei für den Hausbedarf und verfertigen ihren Kindern alle Kleidungsstücke selbst. — Noch kommen die Tschuktschen (Tab. II. Fig. 18.). Diese sind schamanische Heiden und zum Selbstmord sehr geneigt. Sie wohnen in der nordöstlichen Landecke Sibiriens gegen das Eismeer hin und sind ein wildes, unbändiges, unfreundliches, falsches und raubgieriges Volk, doch gegen Kapitain Cook zeigten sie sich eher furchtsam, als kühn. Ihr Wuchs ist schlank und proportionirt, ihr Gesicht aber etwas platt. Rennthierzucht ist ihr Hauptgeschäfte; indessen schlachten sie selten lebendige, sondern essen lieber krepirte oder gestrandete Wallfische und Wallrosse ꝛc. ꝛc. geräuchert, und aus Fliegenschwämmen bereiten sie sich ein berauschendes Getränk. Sie kennen den Gebrauch von Metallen wenig, ihre Messer sind daher von Stein, ihre Pfriemen von Horn, ihre Gefässe von Leder, ihre Kähne von Wallfischrippen mit Seehundsfellen überzogen,

so daß sie sich wie die Eskimos und andere Völker hineinschnüren können. Ihr Anzug besteht aus Thierfellen. Ihre nett eingelegten Lanzen haben eiserne Spitzen und ihre Köcher sind von rothem Leder und schön gestickt. Im Sommer wohnen sie in eigenen Hütten, die mit Häuten behangen sind, im Winter leben sie im kamtschadalischen Winterhütten, deren Gerippe aus Holz und Wallfischknochen besteht und deren Boden gebrettert und tiefer, als die Erde ist. Hunde halten sie sich in grosser Menge. Will ein Mädchen einen Mann haben, so muß es seine Fertigkeit im Stehlen beweisen, doch dürfen diese Beweise nie an dem Geschlecht, das beisammen lebt, sondern an Nachbarn ausgeführt werden. Die Tschuktschinnen bereiten das Leder, und gehen eigentlich nicht nackend, wie unsere Figur eine darstellt, sie entkleiden sich aber häuffig bei der Arbeit; besonders bey der angeführten. An ihrem rechten Arm endlich bemerkt man ihre Art sich zu tätowiren, die sie mit mehrern Völkern dieser Race und mit verschiedenen südindischen gemein haben.

Die sechste und letzte Menschenrace besteht aus den Bewohnern der Polarländer, d. i. derjenigen Nationen die ganz nahe am kalten Erdgürtel wohnen. Die Grenzen dieses Distriktes bilden im nördlichen Asien und Europa der sogenannte Polarkreis, in Amerika die Hudsonsstrasse und Hudsonsbay, und auf der südlichen Halb-

kugel kann man die Magellanstrasse für die natürliche Grenze annehmen, welche die Polarmenschen von den übrigen Völkern trennt. Die Merkmaale woran sie im allgemeinen zu erkennen, sind ihre kleine Statur, ihr bartloses Kinn, und ihre schmutzige brunette Haut. Hinsichtlich ihrer Bildung aber findet man unter ihnen eben so, wie bei andern Nationen, beträchtliche Verschiedenheiten. So haben die Pescharäs (Tab. II. Fig. 1. 2.) ausser den angegebenen Eigenheiten noch erhobene Backenknochen, niedrige Stirnen, kleine schwarze Augen, niedergedrückte Nasen mit grossen Seitenflügeln und weiten Nasenlöchern, grosse weite Mäuler mit kleinen garstigen Zähnen, borstiges Haar und unförmlich dicke Bäuche, woran elende dünne ausgemergelte Schenkel und Aerme hangen. Bei den Eskimos (Tab. II. Fig. 3. 4.) und Grönländern (Tab. II. Fig. 5. 6.), hingegen sind die Wangen voll und ausgestopft, ihre Nasen klein und nicht eingedrückt, ihre Mäuler rund und nicht groß, ihre Lippen sind dick, ihre Hauptthaare lang, dicht, schwarz und gerade, ihre Köpfe groß, ihre Brüste erhoben, ihre Schultern breit, ihre Aerme und Schenkel rund und fleischigt, und ihre Hände und Füsse klein und zart. Mit diesen kommen die Lappen (Tab. II. Fig. 7. 8.) nur in Ansehung der flachen Gesichter, der dicken Köpfe, kleinen Augen und steifen Haare überein, unterscheiden sich aber von ihnen durch breite niedergedrückte Nasen, durch grosse Mäuler mit dünnen Lippen, durch grosse Ohren und ein spitziges nicht ganz bartloses Kinn, ferner durch lange

Aerme und kurze Schenkel, dicke Bäuche und kurze Hälse; überdies ist der Busen einer Lappin fast ganz platt. Eine ähnliche Bildung haben die Samojeden (Tab. III. Fig. 9. 10.) und Ostiaken (Tab. III. Fig. 11.); nur daß diese weniger Bart haben. Wissenschaften und Künste sind ihnen, wie den Afrikanern ganz fremd; denn sie sind nicht zahlreich, beschäftigen sich im Sommer meistens mit Fischerei und verkriechen sich im Winter in ihre elenden Hütten, die gewöhnlich unter dem Schnee verborgen liegen, und aus welchen sie selten vor dem Ende desselben hervorkommen. Von Gott wissen die meisten unter ihnen nichts, wohl aber glauben sie an einen Teufel, der ihnen all das Elend verursache, welches sie durch die strenge Kälte erleiden, und versuchen solches durch allerlei Beschwörungen zu verscheuchen.

Hieher rechnet man auch die sogenannten Kimos, Quimos, oder Gebirgsbewohner auf Madagaskar, ob sie sich gleich ausser den angeführten Grenzen der kleinen Polarmenschen befinden. Sie machen eine ansehnliche Nation aus, und wohnen im innern Theile der Insel Madagaskar. Die auszeichnenden Merkmaale dieses kleinen Volks sind: eine mehr weisse, oder doch blässere Farbe, als die aller bisher bekannten Neger, und so lange Arme, daß sie, ohne sich zu bücken, mit der Hand unter die Knie reichen können; auch haben ihre Weiber, wie in Lappland, fast gar keine Brüste, ausser wenn sie säugen; und selbst dann müssen sie vollends die Kinder mit Kuhmilch aufziehen. In Hin-

sicht ihrer geistigen Fähigkeiten, stehen sie den übrigen Einwohnern von Madagaskar, die ziemlich lebhaft und sinnreich sind, nicht nach; ja sie sollen noch thätiger und folglich auch kriegerischer seyn, so daß ihr Muth gleichsam im doppelten Verhältniß zu ihrer Statur steht. Noch nie sind sie von ihren Nachbarn, trotz öftern Versuchen, überwältigt worden. Mit überlegener Kraft und bessern Waffen — Schießpulver und Feuergewehr kennen sie noch nicht — angegriffen, fochten sie doch stets mit Muth und behaupteten ihre Freiheit zwischen ihren Bergen, die äusserst unzugänglich sind, und daher viel zu ihrer Unverletzbarkeit beitragen. Sie leben von Reis, verschiedenen Früchten, Wurzeln und Pflanzen, und hegen auch ziemlich viel Ochsen und breitschwänzige Schaafe. Mit ihren Nachbaren haben sie, weder um des Handels, noch sonstiger Rücksichten willen, Gemeinschaft, denn alle ihre Bedürfnisse ziehen sie von dem Boden, auf dem sie leben. Da alle kleine Kriege zwischen ihnen und den übrigen Inselbewohnern nur auf Wegführung von Vieh und Sklaven berechnet sind, so sind die Kimos vor dem letztern wegen ihrer Kleinheit sicher; übrigens lieben sie den Frieden so sehr, daß sie warten, bis sie von ihren Bergspitzen das feindliche Heer auf der Ebene nahen sehen, und dann erst schaffen sie ihre überflüssigen Heerden in die Thäler, lassen sie los und opfern sie, wie sie sich ausdrücken, freiwillig dem Mangel ihrer ältern Brüder,

d. i. ihrer Feinde und kündigen denselben mit ernstlichen Drohungen an, sie ohne Barmherzigkeit anzugreifen, wenn sie weiter in ihr Gebiet zu dringen suchen sollten. Ein Beweis, daß sie weder aus Schwäche, noch aus Feigheit Ruhe durch Geschenke erkaufen wollen. Eben so binden sie Ochsen an die Grenzbäume und legen noch andere Lebensmittel daselbst hin, wenn sie Reisende bemerken, damit dieselben Nahrung finden möchten; wollen diese aber sich mit diesen Geschenken nicht begnügen, oder reitzen sie gar durch ein feindliches Betragen zum Zorn, so treiben sie mit Löwenmuth die Verwegenen zurück. Ihr Anführer hat unumschränkte Gewalt über sie und ein grösseres Ansehen unter ihnen, als irgend einer im Gebiete von Madagaskar bei seinen Untergebenen. Ihre Waffen sind Wurfspiese, die sie sehr geschickt zu brauchen wissen, und vielleicht würden ihre Feinde, wenn die Kimos, wie sie so sehnlich wünschen sollen, mit den Europäern in nähere Verbindung kämen und von ihnen Feuergewehre und Munition erhielten, sich Glück wünschen, mit diesen ihren kleinen Nachbaren, Frieden halten zu können. Zwey oder 3 Tagreisen vom Fort Dauphin zeigen die Bewohner dieser Gegend eine Menge kleiner Grabhügel, die ihre Entstehung von einer grossen Schlacht haben sollen, die die Kimos ihren Vorfahren lieferten. Die Gebirge, in deren Thälern die Kimos leben, sind 16 — 1800 Klafter über der Meeresfläche erhoben; sie sind

ungefähr 60 Meilen nordwestwärts vom Fort Dauphin entfernt und werden gegen Westen von den Matanen begrenzt, und die Vegetation ist auf den Bergen so schlecht, daß die Fichte und Birke nur als niedrige Sträuche erscheinen. Ihre Dörfer bauen die Kimos auf den Gipfeln kleiner, steiler Berge, die um so unersteigbarer werden, da sie sie noch mit allerlei Hindernissen zu verbauen verstehen. Uebrigens leben sie in Gesellschaft, werden von einem Oberhaupt regiert und von bürgerlichen Gesetzen beschützt. Commerson erzählt, daß er auf seiner Reise nach dem Fort Dauphin, gegen das Ende des Jahrs 1770, bei dem damaligen Gouverneur, Graf von Madave eine Kimossin gesehen habe, die ungefähr 30 Jahr alt und 3 Fuß 7 Zoll groß war; sie war, troß ihres kleinen Wuchses, und die langen Arme abgerechnet, schön gebaut, hatte in ihren Zügen mehr das Ansehen einer Europäerin, als einer Frau von Madagaskar, und schien gefällig, aufgeräumt und gefühlvoll; indeß war sie doch späterhin aus Sehnsucht nach ihrem Geburtsort und aus Liebe zur Freiheit in die Wälder entflohen. Graf Modave erzählt noch folgendes:

„Als ich zu Fort Dauphin im Jahr 1768 ankam, übersendete man mir ein schlecht geschriebenes Memoir, welches einige besondere Nachrichten über dies Volk enthielt, das man die Kimos nannte, die die Mitte der Insel ungefähr 22 Grad der Breite, bewohnen. Ich hatte sie etliche-

mal vorher erwähnen hören, aber doch immer auf eine so verworrene Art, daß ich kaum auf eine Thatsache achtete, die doch aufgeklärt zu werden verdient und eine Nation von Zwergen betrifft, welche in Gesellschaft leben, von einem Oberhaupt regiert, und bürgerlichen Gesetzen beschützt werden."

„In Flacourts Erzählung hatte ich über sie eine Stelle gefunden, aber sie machte keinen Eindruck auf mich, weil Flacourt die Geschichte dieser Pygmäen als Fabel verwirft, erfunden von Possenreißern oder vielmehr Betrügern, welche ihre Zeit mit Hersagen abgeschmackter Erzählungen und Romane verbringen. Flacourt nennt dies Zwergenvolk Pygmäen und vermischt ihre Geschichte mit der von einem angeblichen Riesengeschlecht, die, nach einer alten Madagascarischen Ueberliefernng, vordem große Verwüstungen auf der Insel anrichteten. Flacourt erzählt nach jenen Possenreißern, daß die Pygmäen einige Zeit früher in die Gegend Anossi einfielen, aber von den Elanos, den ursprünglichen Bewohnern, vertrieben wurden."

„Remouzai, der als Kapitain unter Mamibous Vater in den zwei unglücklichen Feldzügen gegen dies Volk diente, sagte mir, er verdanke seine Rettung nur der Kenntniß von den hohen und jähen Bergen, die ihr Thal umgeben. Remouzai war einigemal unter den Kimos gewesen, und wurde als Führer von Mamibous Vater gebraucht, als er sie angreifen wollte. Der erste Angriff mißlang, der zweite aber war verderblicher. Mamibou's Bruder blieb; das kleine Heer wurde in die

Flucht geschlagen, und nur wenige entkamen. Ausser Remouzai konnte mir Niemand Nachricht von diesen Angriffen geben."

Ursachen der allgemeinen Verschiedenheit der Völker.

So hätten wir also die merkwürdigsten allgemeinen Verschiedenheiten der Nationen untereinander, und die daraus sich bildenden, sogenannten Menschenracen aufgezählt, und von den Völkern, die sie unter sich begreiffen, das Nöthigste gesagt, und es bleibt für diesen Zweck nichts mehr übrig, als noch die Ursachen näher durchzugehen, die diese merkwürdigen Variationen des Menschengeschlechts bilden.

Eine derselben ist, das verschiedene Klima der bewohnbaren Oberfläche der Erde, d. h. die Verschiedenheit der herrschenden Wärme oder Kälte und Witterung eines Landes. Es ist leicht einzusehen, daß hier nicht von jener Verschiedenheit des Wetters die Rede seyn kann, die aus dem Wechsel der Jahreszeiten entspringt, weil sonst daraus folgen würde, daß wir im Sommer ein ganz anders Klima haben müßten, als im Winter. Der vorzüglichste Bestimmungsgrund des Klimas eines Landes ist seine Lage gegen den Aequator*), den diejeni-

*) Bekanntlich dreht sich unsere Erde, ausser der Bewegung, um die Sonne, alle 24 Stunden um ihre eigne Axe. Diese Axe kann man sich als eine Linie gedenken, welche

gen, die ihm nahe liegen, sind wärmer, als die den Polen näher sind; weil die Sonnenstrahlen allemal senk-

---

einen Durchmesser der Erde ausmacht, und deren beide Endpunkte auf der Erdoberfläche einander genau gegenüber liegen. Diese beiden Punkte nun heissen Pole, und einer derselben liegt beständig und genau nach Norden (Nordpol) der andere nach Süden (Südpol). Gerade mitten zwischen beiden Polen, also in einem Abstand von 90 Graden, nimmt man auf der Erdkugel einen größten Kreis an, den man Aequator, oder, besonders in der Schiffersprache, Linie nennt, und der folglich die Erde in zwei Hälften, nämlich: in die nördliche und in die südliche Halbkugel theilt. Zwischen den Polen und dem Aequator kann man nun sich mehrere Kreise denken, die alle gleich weit vom Aequator sowohl, als unter sich selbst von einander abstehen, und man nennt in der Erdbeschreibung dieselben: Paralellzirkel des Aequators. Unter diesen Pararellzirkeln sind besonders auf jeder Halbkugel der Erde 2 zu bemerken, nämlich: auf der Nordseite, der Wendekreis des Krebses der 23 1/2 Grad, und der nördliche Polarzirkel der 66 1/2 Grad vom Aequator entfernt ist – auf der Südseite, der Wendezirkel des Steinbockes, der ebenfalls 23 1/2 Grad und der südliche Polarkreis, der, wie der nördliche, 66 1/2 Grad vom Aequator entfernt ist. Diese vier Zirkel nun bilden 5 mit dem Aequator paralelliegende Zonen, Erdgürtel, oder Erdstriche, davon derjenige, den die beiden Wendekreise einschliessen und in dessen Mitte der Aequator selbst liegt, die heisse Zone (Zona torrida) genannt wird; seinen Namen hat dieser Gürtel daher, weil die Sonne

rechter auf die Erstern fallen, als auf die letztern; und es folgt daraus, daß Länder zwischen den Wendekreisen ein heisses, trocknes, die zwischen den temperirten Zonen ein mässig warmes und feuchtes, und die an den kalten Erdgürteln ein kaltes und trocknes Klima haben müssen. Demungeachtet aber folgt aus dem Gesagten nicht, daß in allen Ländern, die gleichweit vom Aequator abliegen, einerlei Klima herrsche; denn Quito z. B. ein anmuthiges, fruchtbares Land in Peru, liegt ihm näher, als Senegal und Oberguinea und dennoch hat jenes ein weit milderes und kühleres Klima, als die ebengenannten afrikanischen

über einen jeden Punkt desselben zweimal im Jahre zu Mittag senkrecht kömmt, wodurch dann ihre Stralen dort am wirksamsten werden. Die beiden Gürtel, die zwischen den beiden Wende- und Polarkreisen liegen, heissen die gemässigten (Zonae temperatae) weil die Sonne nur einmal im Jahr und zwar an ihren dem Aequator zunächstliegenden Grenzen (den Wendekreisen), senkrecht auf sie fällt, und sie folglich die Sonnenstralen nur in einer schrägen Richtung erhalten, und also immer gemässigte Hitze haben. Kalte Erdgürteln (Zonae frigidae) endlich nennt man die, die jeder der Polarzirkel einschließt, und die also innerhalb derselben um die Pole herum liegen. Auf diese fällt, da sie noch weiter vom heissen Erdstrich entfernt liegen, die Sonne in weit schrägerer Richtung, als auf die gemässigten Gürtel, und daher herrscht dort eine fast beständige, unerträgliche Kälte, woher sie auch ihren Namen haben.

Gegenden; auf den Inseln des ostindischen Archipels ist es bei weitem weniger trocken und heiß als in andern Ländern, die sich eben so nahe an der Linie befinden; in den meisten Ländern der südlichen Halbkugel ist es kälter und feuchter, als auf der nördlichen, wenn man sie nämlich in gleicher Entfernung vom Aequator annimmt: so liegt z. B. Terra del Fuego eben so nah am Aequator gegen Süden, als Schottland oder Dännemark gegen Norden und doch herrscht in den letzten Ländern ein milderes und wärmeres Klima als auf jener elenden Spitze der neuen Welt.

Die Entfernungen der Länder vom Aequator also können nicht die einzigen Ursachen ihres herrschenden Wärmegrades und Witterungsstandes seyn, sondern es müssen noch andere mitwirken, und diese sind vorzüglich: die Nähe des Meeres, die hohen Gebürge, je nachdem sie einem Lande näher oder entfernter liegen und die Grösse und innere Beschaffenheit eines Landes selbst. So ist im ostindischen Archipel, ob er gleich in der heissesten Zone liegt, das Klima frisch und angenehm, weil hier wenig Land mit einem grossen Meere umgeben ist und dessen Wasserdünste die Luft abkühlen; im kalten Erdgürtel hingegen, werden diese Dünste so erkältet, daß sie auch dort, wohin sie von den Winden geführt wurden, Frost und Kälte verbreiten und dies um so mehr, je kleiner das Land, gegen das es umgebende Meer ist; daher ist

das Klima der Länder der südlichen Halbkugel milder, weil dort mehr Land und weniger Wasser ist, und jenes in Norden strenger, weil da mehr Wasser als Land sich befindet. Ferner ist ein Land kalt, wenn ungeheuere Wälder, Sümpfe und Moräste den größten Theil davon ausmachen, und daher wenig bevölkert ist. Wo aber die grossen Wälder ausgerottet und verbrannt werden; wo man Moräste und Sümpfe austrocknet und kultivirt; wo viele Städte und Dörfer angelegt werden, dort wird das Klima immer milder, fruchtbarer und angenehmer, wie es z. B. mit unserm Deutschland und Britannien der Fall ist. Daß auf Gebirgen eine merkliche Verschiedenheit des Klimas herrsche, beweist z. B. Quito, welches eine Meile über dem Meer erhoben ist, und ein sehr gemäßigtes Klima hat; da es doch, seiner geographischen Lage nach dort so heiß, wie in Guinea seyn müßte.

Wo nun ein sehr kaltes und unfruchtbares Klima herrscht; wo die Bewohner solcher Gegenden nicht umherwandern, indem sie entweder von ihren glücklichern Nachbarn oder von dem weiten Ozean in ihren elenden Wohnungen zurückgehalten werden, dort können die Menschen keine schmack- und nahrhaften Speisen geniessen und keinen Wein trinken, keine bequemen Wohnungen bauen, sich mit keinen schönen Kleidern zieren und überhaupt keine anständige Lebensart führen; und folglich

sich

sich weder schönen Wuchs noch gehörige Grösse und Bildung geben. Eben so können sie dort weder Künste noch Wissenschaften lernen, weil sie aus Mangel an Papier ꝛc. ꝛc. weder lesen noch schreiben können, und überhaupt die zu diesem Zwecke nöthigen Materialien nicht besitzen, auch, da ihre Länder nichts erzeugen, was sie gebildeten Nationen zum Tausch anbieten könnten, mit solchen in gar keine nähere Bekanntschaft gelangen können: es bleibt dort der Verstand dieser Unglücklichen so unaufgeklärt, als ihre Herzen ungebildet, und sie können, weil ihre verständigern Nachbarn ihnen an Geist überlegen sind, nie grosse mächtige Nationen werden; wenn sie auch Jahrtausende fortdauern, so bleiben sie immer in Ansehung ihres Geistes und ihres Körpers klein, häßlich, schwach und elend, wie die Bäume und Gewächse ihrer Gegenden, die sich dort selten und nur als niedrige Sträuche auf dem beeisten Erdboden finden, aber nie die bestimmte Höhe erreichen und so saftig werden, wie unter mildern Zonen. Dies ist das Loos der kleinen häßlichen Pescharäs, der Kimos und überhaupt der ganzen Race, die wir unter dem Namen Polarmenschen aufgeführt haben, weil sie die kältesten unfruchtbarsten Gegenden des Erdbodens bewohnen, mit glücklichern Nationen in keinem Verkehr stehen, und sich von Kindheit an ungemein plagen müssen, um sich nur den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Auf den Ge-

birgen von Madagaskar zwar, dem Vaterlande der Kimos ist das Klima nicht ganz so rauh, wie bey den Lappen, aber dagegen sind die Felsen und Berge dort so steil und unfruchtbar, daß schon diese den Wachsthum ihrer Bewohner ungemein hindern.

Haben Völker zwar ein milderes Klima, stehen aber mit andern Nationen in keiner Bekanntschaft; so haben sie ebenfalls Mangel an Kenntnissen in Wissenschaften und Künsten, so wie sie auch an Moralität zurückbleiben, sie mögen als Nation betrachtet, so alt werden als sie wollen, und sich auch noch so sehr vermehrt haben; denn sie müssen vieles, was zu ihrer Aufklärung beytragen würde, und manche Erfindungen entbehren, weil ihr Land ihnen die dazu nöthigen Hilfsmittel nicht liefert. Da es ihnen aber an nahrhaften, guten Speisen und andern Bedürfnissen des Körpers nicht fehlt, und ihnen diese ihr fruchtbares Klima von selbst darbietet und sie dieselben also ohne viele Mühe und ohne grosse Sorgen und Kummer geniessen können, so können sie auch die gehörige Grösse erhalten, so wie auch die vegetabilischen Produkte unter einem milden Himmelsstrich allezeit gut fortkommen und ihre bestimmte Höhe erreichen. Die Bewohner solcher Länder haben folglich alles, was dem Körper Nahrung, Wachsthum und Schönheit gewähren kann; und Mangel an dem, was der Geist zu seiner Vervollkommnung bedarf — und so geht es den Amerikanern

und den Einwohnern vom fünften Welttheil oder von Süd-indien. Diese alle stehen weder unter sich noch mit andern Nationen in Verbindung, kennen nur das, was ihnen Mutter Natur aus ihrem eigenen Boden gewährt, und wissen nichts von dem Guten und Schönen, was andere Länder gewähren. Selbst ihr Gold und ihre Perlen wissen sie nicht recht zu gebrauchen, weil sie mit andern Nationen in keinem Handelsverkehr stehen; und da sie die Anwendung der Metalle nicht kennen, so bedienen sie sich der Fischgräten als Nadeln, um mittelst des Bastes von Bäumen, der ihnen statt des Zwirns dient, damit Felle zusammen zu nähen, um sich damit zu bekleiden. Manche verstehen blos aus Gras und Schilf Decken zu flechten, in die sie sich statt der Kleider hüllen; indessen sind sie bey allem Mangel an Aufklärung, dennoch eitel und versuchen sich auf die sonderbarsten Arten zu schmücken: so bemahlen sich einige dieser Nationen den ganzen Leib mit allerhand fettigen Farben, andere tätowieren sich mit Fischgräten und reiben rothe oder braune Erde in die Wunden; und andere tragen gar grosse, lange Knochen in den Nasen und an den Ohren und bunte Federn um die Köpfe. Da ihnen übrigens nichts abgeht, was für ihren Körper zur Nothdurft gehört, und ihre physische Entwicklung nichts hindert, so erblickt man an ihnen wenig Spuren von Elend und

Kummer und sie sind aufrichtig und fröhlich, was ihre Lust zum Tanzen und Singen, wobey sie auf einer Art Flöte mit der Nase blasen, beweist. Daß plattgedrückte Nasen bey den meisten dieser Nationen einheimisch sind, mag wohl mit von der Gewohnheit, die sie haben, statt sich zu grüssen, ihre Nasen zusammen zu stossen, herkommen.

Wenn Völker, die ein mildes Klima bewohnen, aber weder alt noch zahlreich sind, mit andern grössern Nationen leicht in Gemeinschaft kommen können, so sind sie zwar noch nicht gebildet, gesittet und schön, werden aber dereinst sich in physischer, moralischer und intellektueler Hinsicht ausbilden, wenn sie sich nach und nach werden vermehrt haben und mit dem Handel, den Künsten und den Wissenschaften anderer Nationen in nähere Bekanntschaft gelangt seyn werden. So ist es z. B. mit den Tartaren, die wahrscheinlich nicht so lange existiren, als etwa die Europäer und Chineser und gegenwärtig noch die Sitten ihrer Pferde und Rinder haben unter denen sie meist ihr Leben hinbringen. Wo aber milder Himmel herrscht und wo grosse Reiche, die schon früh bevölkert waren und nicht durch grosse Meere getrennt sind, dort müssen die Völker aufgeklärt, reich, mächtig, gesittet, gut gebaut und schön seyn, weil dort Leib und Seele alles erhalten können, was ihnen Nahrung, Wachsthum, Vervollkommnung und Schönheit gewähren

kann. Denn wenn auch dort der einen Gegend irgend ein Gutes fehlt, so liefert eine andere dasselbe im Ueberfluß, und der Tausch, der Handel und die Verbindung und Bekanntschaft aller dieser Nationen untereinander, macht jede derselben gebildeter, kenntnißreicher, gesitteter, schöner und liebenswürdiger. Dieses höchste Glück der Menschheit, nämlich einen hohen Grad von Aufklärung und Ausbildung des Körpers und Geistes, geniessen die Europäer und übrigen Nationen, die zu dieser Menschenrace gehören. Viele von ihnen bewohnen ihre Länder schon seit dem frühesten Alter der Welt, eben weil da ein glückliches Klima herrscht, das ihnen an keinem Bedürfniß des Lebens einigen Mangel leiden läßt. Die eine Gegend war der Viehzucht, der Acker = Wein oder Obstkultur günstig, indem jene Gold und andere edle und nützliche Metalle und Edelgesteine lieferte. In einer andern baute man Flachs, Baumwolle und Seide, und in einer dritten wurden diese Produckte zu Kleidern, Schmuck und andern nützlichen und bequemen Sachen verarbeitet. Wer also zu viel Vieh, Getreid, Obst oder Wein hatte, tauschte dagegen Juwelen, Gold und Silber und andere Metalle, Kleider, Kunstwerke, und nöthige oder nützliche Geräthschaften ein, so wie auch die Gelehrten ihre Wissenschaften und Kenntnisse gegen ihre Bedürfnisse verhandelten.

Auf diese Weise machten die Europäer bald Bekanntschaft, mit allen Gütern und Völkern der damals bekannten Welt, und wurden durch Aufnahme, Beförderung und Ausbildung der Wissenschaften und Künste immer weiser, glücklicher, reicher, gesitteter, klüger, schöner und zahlreicher. Ackerbau und Viehzucht und Manufakturwesen wurden immer mehr und besser getrieben und der Handel auf eine bedeutende Höhe gebracht; endlich lernten sie auch die eigentliche Gestalt der Erde finden, benützten die Magnetnadel als Compaß, erfanden das Schießpulver, bauten ungeheure Schiffe und fanden eine neue Welt, die sie sich bald unterwarfen, und stehen nun fast mit allen Völkern der Erde in Verbindung und Bekanntschaft, und so wurde die Race der Europäer vor allen die aufgeklärteste, am meisten gesittete und schönste, da ihr hohes Alter, ihr mildes Klima und ihre Verbindung mit andern grossen Nationen ihr alle Bedürfnisse des Leibes und Geistes von jeher hinlänglich darboten.

In Ansehung des Verkehrs mit andern Nationen und des hohen Alters, kommen die Chineser und Ostindier am meisten mit den Europäern überein, indessen mag ihr heisses Klimma ihre Seelenkräfte doch einigermassen abgestumpft haben, und sie stehen also, besonders die leztern in Hinsicht der gefälligen Sitten, der Wissenschaften und Künste und selbst der Schönheit ihres Leibes ihnen nach, welche leztere sie noch durch lächerliche Gewohnheiten,

die sie nach ihrer Meinung erhöhen sollen, verderben; so z. B. zerren die Ostindier ihre Ohren durch grosse schwere Gehänge bis auf die Schultern herab und die Chineserinnen verhindern durch kleine Schuhe den Wachsthum ihrer Füsse und suchen den Köpfen ihrer Kinder gleich nach der Geburt durch Drücken und Quetschen eine spitzige Gestalt zu geben.

Ist endlich ein Land, wo ein sehr heisses Klima regieret, schon lange bewohnt, da sind die Menschen häßlich, schwarz, schwächlich, übelgesittet, dumm und boshaft, besonders wenn es noch von den Bewohnern anderer Gegenden durch grosse Meere getrennt ist; denn die allzugrosse Hitze ist dem Wachsthum und Gedeihen des Körpers eben so nachtheilig, wie die zu strenge Kälte; macht die Hautfarbe schwarz oder braun und hindert die Seelenkräfte an ihrer gehörigen Ausbildung. Ein solches unglückliches Land bewohnen die Afrikaner und besonders die Neger. Daher sind sie schwarz, übelgewachsen, meist kleiner, als wir, ungesittet und schlecht gesinnt, welches man besonders daraus wahrnehmen kann, weil sie im Stande sind, ihre Brüder und Schwestern, ja ihre eignen Kinder an die Weissen als Sklaven zu verkauffen. Indessen findet man unter ihnen dennoch einzelne gut gesinnte, redliche Menschen. Jene Afrikaner die in einem kühlern Klima wohnen, sind schon weniger schwarz, als die Neger, weil sich die Farbe der Haut

immer nach der Wärme oder der Schärfe der Luft richtet. Auch die vornehmen Neger sind nicht so schwarz, wie die gemeinen, weil diese öfter in freier Luft und weniger mit Kleidern bedeckt sind und keine Sonnenschirme gebrauchen. So sind auch die Amerikaner und Südindier bräuner, als die Chineser und Tartarn, weil sie keine Kleider tragen, wie diese. Aber die Chineser und Tartarn sind wieder von dunklerer Farbe, als wir, weil die erstern ein heisseres Klima bewohnen und die letztern beständig in freyer Luft leben. Die Polarmenschen bewohnen zwar ein kaltes Klima und sollten deßhalb weisse Haut haben, sie leben aber den ganzen Sommer unter freiem Himmel in der rauhen und kalten Luft, und den Winter bringen sie unter dem Schnee in ihren Hütten zu, die sie mit Thran heitzen, und werden folglich förmlich geräuchert, wozu noch kömmt, daß sie sich nie waschen.

In Ansehung der Farbe der Menschenracen ist noch zu bemerken, daß sie sich durch einige Generationen auf die Nachkommen auch dann noch fortpflanze, wenn sie in ein anders Klima auswandern, so zeugen Neger mit Negerinnen auch in einem milden Klima schwarze Kinder, so wie die Europäer auch in heissen Zonen immer, mehrere Generationen hindurch, brunett bleiben; aber schwarze Völker in einen mildern Himmelsstrich versetzt, könnten nach Jahrhunderten sich in weisse verwandeln, und umgekehrt weisse in schwarze. Schneller aber

geht diese Umwandlung von Statten, wenn Menschen von verschiedenen Farben einander heyrathen und Kinder zeugen; denn da erhalten die Nachkommen schon in der ersten Generation die Mittelfarbe zwischen der ihrer Eltern. Man nennt diese Kinder Mulatten, wenn sie von weissen und schwarzen, Mestizen aber, wenn sie von weissen und braunen Eltern gebohren werden; wenn diese Mestizen oder Mulaten ächte Europäer freyen, so werden ihre Nachkommen uns an Farbe völlig ähnlich; zeugen sie hingegen wieder mit Schwarzen Kinder, so werden dieselben wieder schwarz, vorausgesetzt, wenn sie im ersten Fall ein mildes oder kaltes, im letzten hingegen ein heisses bewohnen, weil sonst schon dieses die Europäer nach und nach schwarz und die Neger weiß färben würde, ohne Verbindungen verschiedener Eltern nöthig zu haben.

Die Hautfarben der Menschen rühren also, so wie auch die Kleinheit derselben einzig und allein vom Klima her: Völker der ersten Grösse aber entstehen, wenn sie in fruchtbaren Ländern unter mildem Klima nomadisch umherwandeln, und überall gute und hinlängliche Nahrung finden; deßhalb sieht man auch unter kriegerischen Nationen im Durchschnitt genommen mehr starke und grössere Menschen, als unter solchen, die Jahrhunderte durch friedlich in ihrer Heimat lebten. So waren auch die alten Deutschen, als sie noch nomadisch lebten und

immer in Kriege verwickelt waren, Riesen, wie die Patagonen und nomadischen Tartarn, bis sie durch eine längere Dauer, eine festere Regierungsform und nähere Bekanntschaft mit andern Völkern nach und nach zu einem ruhigern Leben hingeführt wurden und zur gewöhnlichen, oder Mittelgrösse herabsanken. Von jenen grossen Menschen, die einige Länder Südindiens bewohnen, kennt man zwar die Lebensweise nicht genau, allein es ist doch wahrscheinlich, daß auch sie umherwandern, weil man eine gewisse Unruhe, die fast allen Nomaden eigen ist, an ihnen wahrnimmt und weil ihre Inseln so nahe beysammen liegen, daß sie dieselben auch mit ihren schlechten Kähnen leicht besuchen können.

Klima, Verbindung der Länder und Alter der Völker sind also die Ursachen jener grossen Verschiedenheiten sowohl an Leibesgrösse, Bildung, Farbe, Sitten und Kenntnissen, die sie mittelst der Verschiedenheit in Nahrungsmitteln, Kleidung, Beschäftigung des Körpers und des Geistes und selbst in Regierungsformen und Religionskultus, unter den Nationen bewirken und so jedem Volke seinen eigentlichen bestimmten Charakter ertheilen.

Besondere Verschiedenheiten der Menschen.

Wir haben hier so eben die Ursachen aufgezählt, die die National-Verschiedenheiten unter den Menschen hervorbringen konnten, und gefunden, daß ihre Wirkungen oft so sehr von einander abweichen, daß man manche Menschen für Glieder eines eigenen Geschlechts halten sollte. Daß dies aber nicht der Fall seyn kann, haben die Gelehrten hinlänglich bewiesen, und die Erfahrung zeugt uns deutlich, daß enorme Abweichungen von dem regelmässigen Gange der Natur bisweilen selbst an einem einzelnen Gliede einer und derselben Familie statt finden, und dasselbe dadurch von allen Menschen auffallend unterscheiden, ob es gleich, wie sie, von gewöhnlichen Eltern abstammt. Dahin gehören z. B. die Riesen und Zwerge, die sogenannten Stachelschweinmenschen, die Rehmenschen, die weissen Neger, die Kakerlaken, und die Doppelmenschen, rc. anderer geringerer Abweichungen vom gewöhnlichen Laufe der Natur, als: der Muttermähler, der 6 fingerichten Menschen, deren es sogar ganze Familien giebt, und der Mißgeburten, die blos zu den verstümmelten oder kranken Menschen gehören, selten fähig sind Kinder zu zeugen, und ihr Leben gewöhnlich nicht hoch bringen, gar nicht

zu gedenken. — Wir wollen auch diese wunderbaren Abweichungen der Natur noch kürzlich durchgehen:

Riesen nennt man Menschen von ausserordentlicher Größe, d. i. von 7 — 8 1/2 Fuß: letzteres Maas überschreiten sie selten; indessen hatte Herzog Johann Friedrich zu Braunschweig-Hannover einen Trabanten, und die preußische Garde einen Schweden unter ihren Leuten von diesem Maase, und der bekannte Gilli aus Trident, der sich vor etlich dreissig Jahren sehen ließ, hatte dasselbe.

Uebermässig kleine Menschen nennt man Zwerge, und die kleinsten, die man je sah, sollen 16 — 18 Zoll gehabt haben. Berühmt unter ihnen ist Bebeh, ein Zwerg des Königs von Pohlen, Stanislaus Lezinsky — dieser wurde 1749 gebohren und wog damals 24 Loth: seine erste Wiege war ein Holzschuh und seine ersten Schuhe kaum grösser, als eine Nußschale, er wurde 23 Jahre alt, erreichte eine Höhe von 33 Zoll, und war bis in sein 16tes Jahr schön gewachsen, dann aber wurde er schief; er verrieth wenig Spur von Vernunft, doch zeigte er in den letzten Jahren seines Lebens heftige Leidenschaften. Kleiner als Bebeh noch waren: ein friesländischer Bauer, Wiebe Lolkes, der in seinem 26 Jahr nur 29 — und ein berühmter Zwerg in England, der im 37sten gar nur 16 Zoll maß; an Schönheit und Zartheit des Gliederbaues aber, werden

wenige der bekannten Nürnbergerinn, Stöber, gleich kommen, die sich vor wenigen Jahren öffentlich zeigte.

Natalie die Schwester Peter des Großen verheurathete 1713. 2 ihrer Zwergen, und lud zur Hochzeit, die durch einen feierlichen Kirchgang zur Trauung, durch eine grosse Tafel, und einen glänzenden Zwergenball gefeiert wurde, alle Zwergen des Reichs ein, deren 92 erschienen.

Merkwürdig ist noch in der Geschichte der Zwergen ein polnischer Edelmann, der in einem Alter von 20 Jahren nur 22 Zoll lang war, einen fähigen Kopf hatte und mehrere Sprachen sprach, dessen Bruder nebst zwei Schwestern ebenfalls unter die Zwergen gehörten. Die Zwergen bekommen gewöhnlich in ihrem 16 Jahre schon graue Haare und andere Zufälle des hohen Alters, sterben meist frühzeitig, können selten ihr Geschlecht fortpflanzen, und zeugen, wenn es doch geschieht, auch dergleichen kleine Nachkommen.

Von den seltenen Stachelschweinmenschen, deren einer Tab. III. Fig 21. abgebildet ist, wollen wir jener berühmten Familie erwähnen, deren Stammvater Lambert im Jahre 1718 in der englischen Provinz Suffolk gebohren wurde, und anfangs wie andere Kinder aussah, nach acht Wochen aber gelb, sodann ganz dunkelbraun und bald darauf mit warzenartigen Auswüchsen bewaffnet war, welche so dick, wie dünner Bindfaden, beinahe einen Zoll lang, dunkelbraun oder schwarz, und ungemein steif und hart waren,

so daß sie ein deutliches Geräusch machten, wann man mit der Hand über sie hinstrich. Man nannte ihn Stachelschweinmensch, weil seine Umgebungen mit der der Stachelschweine viele Aehnlichkeit hatten. Durch die Pockenkrankheit und Bemühungen der Aerzte wurde er zwar etlichemal von diesen Auswüchsen befreiet: aber sie wuchsen so schnell wieder heran, daß man von dieser Befreiung gänzlich ablassen mußte, indem sie ihm gewöhnlich starke Schmerzen verursachte. Uebrigens war dieser Mensch vollkommen gesund, und von Eltern entsprossen, die wie alle andern Engländer aussahen. Aber seine Kinder, deren er sechs gezeuget hat, nahmen alle seine Gestalt an, sie starben alle frühzeitig bis auf einen Sohn, der sich vor 45—50 Jahren in London für Geld sehen ließ *). Noch ist hier merkwürdig, daß diese Abweichung, von der Natur in dieser Familie nur das männliche Geschlecht erbte, indem alle Töchter zwar ihren Brüdern in der Gesichtsbildung glichen, aber durchaus eine reine gewöhnliche Haut hatten.

Mit diesen Menschen, hatte auch ein Mädchen Anna Maria Herig aus Dachstuhl viele Aehnlichkeit, das man vor ungefähr 30 Jahren in Deutschland sehen ließ, welches zwar nicht mit Stacheln, doch mit

*) 2 Söhne von diesem und also Enkel des Stammvaters liessen sich 1801. in der Michaelsmesse zu Leipzig sehen.

dichten, steiffen Haaren, fast am ganzen Körper, wie ein Reh bewachsen war. Auch sind solche Rehmenschen, die wenigstens einzelne solche, ungewöhnlich mit Haaren besetzte Flecken am Körper haben, nicht so ganz selten.

Die weissen Neger, (Blafards, Albinos, Dondos) zeichnen sich durch eine ungewöhnlich weisse, leichenähnliche, runzlichte Haut unter den übrigen Menschen aus. Sie haben gelbweisses Haar und blaßrothe Augen. Man fand dergleichen Menschen, welche eigentlich nur Kranke *), aber nicht, wie einige vorgaben, Spielarten sind, zu Ende des 17ten Jahrhunderts unter einigen amerikanischen Völkerschaften. Bald darauf entdeckte man auch in Ostindien einige, und Cook sahe mehrere auf Otaheiti und andern Inseln des Südmeeres. Jetzt ist bekannt, daß es auch in Europa solche Menschen giebt. Im Jahre 1783 sahe Blumenbach zwey dgl. in Savoyen und in Afrika sind sie ebenfalls anzutreffen. So

*) Man hielt die weissen Neger, so wie die Kakerlaken ehemals für Nachkommen eines besondern ersten Menpaars, und glaubte also, sie machen eine eigne Menschenart aus, gegenwärtig ist man vom Gegentheil völlig überzeugt, zumal, da man weis, daß die Kinder dieser Menschen meist wieder einarten, und daß manche von ihnen ihre Nationalfarbe bis in ihr 20. Jahr vollkommen behielten, und dann erst in kurzer Zeit ganz milchfahl und grau geworden sind. Uebrigens ist der Grund dieser sonderbaren Erscheinung noch nicht hinlänglich enthüllt.

viel man jetzt weiß, weicht diese angebohrne Krankheit keinem Mittel der Arzneykunst; indessen gehen bisweilen die Kinder solcher Menschen wieder in den gesunden Zustand der Großeltern zurück. Die Augen können diese Unglücklichen nie recht aufsperren, sondern blinzeln stets, weil die Lichtstrahlen ihre Augen zu sehr reitzen, so daß sie sogleich niessen müssen, wenn sie etwas helles betrachten wollen; bey Mondschein aber und im Dunkeln sehen sie ganz gut; daher sie auch des Nachts ihre Arbeiten zu verrichten pflegen und deshalb Nachtmenschen genennt werden. Sie sind meistens dumm, und sehr schwächlich und kleiner als andere Menschen, zu deren Race sie gehören, und sind selten fähig Kinder zu zeugen; daß sich auch bey Thieren diese Erscheinung äussert, beweisen die weissen, rothaugigten Kanninchen und Mäuse.

Alles was von den Albinos gesagt wurde, gilt auch von den Kakerlaken oder fleckigten Menschen, die zwar eigentlich schwarz oder braun aussehen, aber doch zugleich weiß getigert sind, wie gewisse Schaben, die man Kakerlaken nennt, von denen sie auch ihren Namen haben. Indessen scheinen die weissen Streifen der Kakerlaken mehr eine Art Aussatz zu seyn, weil sie sich nicht glatt, wie die übrige Haut, sondern rauh, uneben und nervigt anfühlen lassen. Eine ostindische Kakerlakinn ist auf unserer III. Taf. Fig. 20. abgebildet.

Unter

Unter den seltenen Erscheinungen, die das Zusammenwachsen von Zwillingen im Mutterleib darbieten, ist besonders jenes doppelte Frauenzimmer, das im Oktober 1701 zu Szony in Ungarn gebohren wurde, merkwürdig. Diese beyden weiblichen Zwillingsschwestern waren in der Gegend der Hinterbacken zusammengewachsen und hatte also jede von ihnen alle nöthigen Theile ihres Körpers für sich. Indessen war natürlicher Weise Sitzen, Liegen und Gehen mit vieler Unbequemlichkeit für sie verbunden. Die eine von ihnen hieß Helene die andere Judith und beyde liebten sich zärtlich und küßten sich oft, denn sie konnten ihre Gesichter seitwärts etwas gegen einander kehren, doch zankten sie sich auch bisweilen und schlugen sich, und die stärkere hob dann ihre schwächere Schwester vom Boden auf und trug sie hin, wo sie wollte. Oft schlief die eine, indem die andere wachte, oder die eine ruhte von der Arbeit aus, während die andere ihr Geschäft fortsetzte. Im 6ten Jahr wurde Judith auf der linken Seite vom Schlag gelähmt, wurde aber wieder hergestellt; nur blieb eine Stumpfheit des Geistes und Trägheit des Körpers zurück, wo hingegen Helene immer witzig, geistreich und schön war. Pocken und Masern hatten beide zugleich; kleinere Unpäßlichkeiten hatte öfters die eine allein, während die andere völlig gesund war. Im 7ten Jahr machten sie eine Reise fast durch ganz Europa, bis einige Jahre nachher diese un-

glücklichen Geschöpfe ein würdiger Geistlicher kaufte, um ihnen für die Zukunft, wo sie zu reiferem Verstande würden gelangt seyn, die Demüthigung zu ersparen, ein Schauspiel der Neugierde abzugeben. Von dieser Zeit an lebten sie in einem Kloster zu Preßburg, und wurden daselbst in der Religion, in Sprachen, im Sticken und andern weiblichen Arbeiten unterrichtet. Im 22ten Lebens-Jahr fiel Judith in eine Schlafsucht, die sie dem Tode nahe brachte, und Helene befiel ein Fieber mit Ohnmachten, und bald gaben beide fast zu gleicher Zeit, doch bei vollem Bewußtseyn ihren Geist auf.

So vielerlei Abweichungen nun die Natur in Ansehung der Bildung und anderer äusserlichen Eigenschaften des Körpers sich erlaubt, eben so mancherlei Verschiedenheiten bringt sie auch im Innern desselben hervor; indem z. B. diese oder jene innern Theile des Körpers bisweilen eine der gewöhnlichen nicht entsprechende Lage haben, oder an Grösse ihr gehöriges Verhältniß zu den übrigen bald überschreiten, bald nicht erreichen; so wie auch in Hinsicht der Stärke oder Schwäche der Sinnen sich merkwürdige Verschiedenheiten, Auszeichnungen und Abweichungen unter den Menschen befinden.

Aber auch nach den Geisteskräften unterscheiden sich die Menschen nicht selten auf die auffallendste Weise; so daß manche durch ungewöhnlich frühe Entwicklung ihrer Talente, andere durch einen grossen Umfang von Kennt-

nissen und Geschicklichkeiten, und wieder andere durch einen hohen Grad der Ausbildung ihrer Seelenkräfte weit, selbst über in dieser Hinsicht nicht ganz gewöhnlichen Menschen stehen. Wer erinnert sich nicht mit Erstaunen des jungen Engländers Malkin, der in einem Alter von 6 Jahren starb, ausser seiner Muttersprache, lateinisch und französisch verstand, in der Geographie so sehr Bescheid wußte, daß er selbst Landkarten aus dem Kopfe richtig und nett zeichnete, und der schon Köpfe vom Raphael mit ziemlichem Glück kopirte. — Wer erinnert sich nicht unsers grossen, allgeliebten Mozarts, der schon im 5ten Jahre seines Lebens zu componieren anfieng. — Wer kennt nicht jene Männer und nennt ihre Namen mit Ehrfurcht, deren ungeheure Gelehrsamkeit und Umfang von Kenntnissen sie der Nachwelt als Wunder ihrer Zeiten aufstellen. — Wer bewundert nicht die Beispiele von ausserordentlichem Gedächtniß, wodurch z. B. Cyrus alle Soldaten seiner grossen Armee mit Namen zu nennen wußte, und Pabst Clemens VI. alles das, was er las, auf immer behielt. — Wer staunt nicht über den hohen Grad anderer Fähigkeiten und Talente, den manche zu besitzen das Glück haben! so hatte es der bekannte Neger Fuller, der im Jahr 1789 als 70jähriger Greis in Virginien starb, im Kopfrechnen so weit gebracht, daß er einst die Frage: wie viele Sekunden hätte der gelebt, der 70 Jahre 17 Tage 12 Stunden alt wäre? nach 1 1/2 Minuten mit

2,210,500,800 Sekunden beantwortete, und als die, die ihm diese Frage schriftlich nachrechneten, ihm bemerkten, daß seine Summe zu groß sey, erwiederte: sie hätten die Schaltjahre in ihrer Rechnung vergessen. Eben in so hohem Grade als manche Menschen sich durch Fähigkeiten und Talente auszeichnen, thun andere dasselbe durch Seelenstärke, Entschlossenheit, Muth, Genialität, Erfindungsgeist rc. und die Geschichte sowohl, als selbst eigene Erfahrung wird uns gewiß Beispiele genug ins Gedächtniß bringen, die uns solche Günstlinge der Natur darstellen.

So wie es aber durch Vorzüge des Geistes ausgezeichnete Menschen giebt, so findet man im Gegentheil auch wieder manche, die sich durch Geistesschwäche, durch Unwissenheit, oder durch Mangel an Witz, Urtheilskraft und Gedächtniß auffallend von andern unterscheiden. Ja es giebt einen Grad von Geistesschwäche, in der man den Menschen fast nicht mehr erkennt, und dieses nennt man Kretinismus, und jene Unglücklichen denen er eigen ist: Kretinen. Man findet sie vorzüglich in den tiefsten, feuchten Thälern von Europa und Asien, vorzüglich im Walliser Lande, in Steyermark und Krain und im Salzburgischen. Die vollkommnen Kretinen vegetiren wie Schwämme, sind gleichgültig gegen Freud und Leid, und bleiben meist taub und stumm; sie haben fast immer Kröpfe, und ihr Zustand gleicht mehr einer

Seelenlosigkeit als einer Seelenkrankheit. Man will eine fehlerhafte Bildung des Hinterhaupts für die Ursache dieser Erscheinung halten; indessen können doch Abstammung, ungesunde Nahrung und vernachlässigte physische Erziehung in früher Jugend und bisweilen auch Verletzungen am Kopfe, das ihrige zur Hervorbringung dieses traurigen Zustandes beitragen.

Da wir gegenwärtig von merkwürdigen Auszeichnungen sprechen, wodurch manche Menschen sich von andern unterscheiden, so wird es nicht zweckwidrig seyn, am Schluß dieses Werks, noch jener sonderbaren Erscheinungen kürzlich zu erwähnen, die uns die Nachtwandler (Mondsüchtigen) darbieten. Diese Menschen nämlich, nehmen im Schlaf, ohne im Gebrauch ihrer äussern Sinneswerkzeuge zu seyn, ausserordentliche Handlungen mit einer solchen Richtigkeit und Genauigkeit vor, daß man darüber ins größte Erstaunen geräth. — Man hat Beispiele von solchen Menschen, die auf diese Art im Schlaf Dinge verrichteten, die ausser dem Umfang ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten lagen, oder, wozu sie im wachenden Zustande, weder Muth noch Kraft in sich gefühlt hätten, oder deren Ausführung sie wohl gar mit Widerwillen von sich abgelehnt haben würden, hätte man sie wachend von ihnen verlangt. So steigen manche auf steilen Dächern mit sichern Schritten umher, andere durchwandern mit anscheinender Zuversicht unbekannte Gegenden, und verfehlen selbst auf

Umwegen, auf denen sie sich ohne Führer im wachenden Zustande kaum zurecht gefunden haben würden, den Heimweg nicht; andere wissen trotz dieses Zustandes den Hindernissen, die man ihnen in den Weg legt, geschickt auszuweichen; andere beantworten richtig die an sie gethanenen Fragen, oder deklamiren Reden und Gedichte, treffender und zusammenhängender als sie es wachend vermöchten. So hatte sich Professor Wähner in Göttingen lange vergebens geplagt einen Gedanken in 2 griechische Verse zu bringen; bis er, ihm unbewußt, Nachts vom Bette aufstund, um Licht klingelte und die gesuchten Verse hinschrieb; am andern Tag nahm er die Arbeit wieder vor und erblickt plötzlich zu seinem größten Erstaunen, die im Schlafe verfertigten Verse. Ein Jesuit predigte im Schlaf treflich und disputirte mit ungemeinem Scharfsinn. Ein Prediger bei Leipzig steht immer des Nachts im Schlaf auf und verbessert Gedanken und Sprache seiner Predigten, und der Apotheker Castelli in Mayland, einer der merkwürdigsten Schlafwandler, stand einst in der Nacht auf, nahm in seines Herrn, Poratis, Zimmer ein Buch aus dem Schrank, setzte sich zum Licht und las; als man ihm das Licht nahm, gieng er ans Fenster und sagte: „es wird trüb, wir bekommen Regen“, und als man es ihm wieder gab, fieng er an laut und vernehmlich zu lesen; bei nochmaligem Wegnehmen desselben, mochte er glauben, eine Anwand-

lung von Ohnmacht mache ihm dunkel vor den Augen; er rieb sie und sagte: „mir ist nicht wohl“. Ein andermal stund er im Schlaf auf, zündete Licht an, und übersetzte mit Hilfe eines Wörterbuchs etwas vollkommen richtig. Ohne die übrigen Lichter im Zimmer zu bemerken, gieng er immer, wenn man ihm das Licht ausputzte, in die Küche und schlug frisches; er schien zu glauben der Wind verlösche es ihm, und schloß daher die Fensterläden. Verständig unterredete er sich mit seinem Prinzipal über irgend eine Pflanze. Man brachte ihm, dem Schlafenden, Rezepte; er verfertigte sie, nahm das Geld ein, gab auf dasselbe heraus, und wies falsch verfaßte Rezepte, mit denen man ihn auf die Probe stellte, zurück. Den Gebrauch des Gesichts hatte also Castelli in diesem Zustande, vom Geruch aber nahm man dann keine Spur an ihm wahr, und wenn man ihn anblies, so schlief er völlig ein, und das Reden und Handeln im Schlafe hatte ein Ende.

So ist ein gewisser Negretti seines Nachtwandelns halber berühmt, der im Zustand seines Paroxism alles genau verrichtete, was ihm nach seinem Geschäfte, er war nämlich Bedienter, irgend oblag. Uebrigens könnten wir noch eine Menge solcher bewunderungswürdiger Beispiele anführen, diese wenigen aber werden genug seyn, unsere Leser auf jenen sonderbaren Zustand des Körpers, in dem sich die Nachtwandler befinden, aufmerksam zu machen. Er scheint, wie schon früher gesagt, ein Mittelzustand

zwischen Wachen und Schlafen zu seyn, in welchem die Seele die Spiele der Einbildungskraft, eben so wie in Träumen, für Empfindungen nimmt, und überdies noch in ihrer Täuschung, die sie für Wahrheit hält, derselben gemäß in Handlungen übergeht und solche ausführt. Indessen ist dennoch vieles bey diesen Erscheinungen unbegreiflich: wie es z. B. komme, daß das geöfnete Auge des Schlafwandlers, welches starr auf einen Punkt hinsieht, auch den stärksten Lichtschimmer ertragen kann, ohne im mindesten ein Zeichen von Reitzbarkeit von sich zu geben; — wie es zugehe, daß die Bilder, von aussen sich blos auf der Netzhaut abmalen, ohne einen weitern Eindruck zu machen, wodurch das Spiel der Phantasie des Schlafwandlers, das ihn jetzt beschäftigt, gestört werden könnte, während die Gehörorgane ihre völlige Reitzbarkeit beibehalten und die empfangenen Eindrücke der Seele überliefern? und es wird noch lange dem Psychologen ein weites Feld im Gebiete der Seelenkunde zu bearbeiten übrig bleiben, ehe er einleuchtend und deutlich uns solche Anomalien der Menschennatur erklären wird; so viel bleibt indessen gewiß, daß dieser Zustand auf jeden Fall unter die krankhaften gehöre; ob er gleich, wenigstens im mindern Grade, eben gar nicht so selten sich zu zeigen pflegt.

Register.

	Seite
Aethiopier	60
Afrikner	59. 60
Albiws	95
Ambiner	58
Ameikaner	49 — 55
Ankaas	50. 53
Arabr	60
Asiatn	64 — 69
Barbaresken	60
Baskren	65
Bebel	92
Bewchner von Ava	57
— Brasilien	50
— der Insel Ceylon	60
— von Florida	52
— der Freundschaftsinseln	58
— der neuen Hebriden	58
— von Kambodia	57
— — Kotschintschina	57
— — Madagaskar	60
— — Otaheiti	58
— — Siam	57
— — Terra firma	50
— — Tunquin	57
Blaferds	95
Brananen	57
Buchern, nomadische	65
Casteli	102
Chineser	57
Cirkassierinnen	63
Clemens VI.	99
Cyrus	99
Dondos	95
Edelmann, polnischer, Zwerg-	93
Egyptiern	60
Einwohner von Chili	50
— — Georgien	63
— — Guyana	53
— — Kaschemir	63
— — Mexiko	50
— — Ulieta	58
Elanos	75
Eskimos	70
Europäer	61 — 63
Frauenzimmer, doppeltes	97
Fuller	99
Gebirgsbewohner auf Madagaskar	71—75
Gilli	92
Grönländer	70
Helene und Judith	97
Heriginn	94
Hottentotten	60
Jakuten	65
Indianer	56 — 58
Kabardiner	68
Kabardinnerinnen	63
Kaffern	60
Kakerlaken	96

	Seite
Kalefornier	50
Kalmucken	65
Kamtschadalen	65
Kanadier	53
Karaiben	50
Kimos	71 — 75
Koriäcken	65
Kretinen	100
Kurilen	65
Lambert	93
Lappen	70
Malkin	99
Mangyaren	67
Menschen, fleckigte	96
Mestizen	89
Mogolen	60
Mohren	60
Mondsüchtige	101 — 104
Mongolen	66
Mozart	99
Mulaten	89
Nachtwandler	101 — 104
Nation, ungarische	67
Nationen, tartarische	64
Nationalschedel	42 — 44
Neger	59
— weisse,	95
Negretti	103
Neuholländer	56
Neuseeländer	56
Omiah	58
Ostiacken	71
Patagonen	50
Peruaner	50

	Seite
Pescharäs	70
Polarmenschen	69. 70
Quimos	71 — 75
Rehmenschen	94
Riesen	92
Samojeden	71
Schedel eines Afrikaners	43
— — Europäers	42
— — Ostindiers	43
— — kalmükischen Tartarn	43
Schlafwandler	101 — 104
Stachelschweinmenschen	93
Stöberinn	93
Tartarn, nogaische	65
Tschuktschen	68
Tungusen	67
Uebersicht, kurze, der Naturgeschichte des Menschen	1 — 38
Ursachen der Verschiedenheit der Völker	76 — 90
Verschiedenheit der Grösse	47. 48
— der Haare	45. 46
— der Hautfarbe	41
Verschiedenheiten, besondere, der Menschen	91
Verschiedenheit der Völker u. Menschenraçen	39
Wähner	102
Wiebe Lolkes	92
Zwerge	92

F. 20.

F.9

6.

F.17.

420

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Abbildung und Beschreibung der verschiedenen Völker der Erde Aus der allgemeinen Naturgeschichte besonders abgedruckt ; Mit 68. in Kupfer gestochen und schön illuminierten Abbildungen

Regensburg 1818

Anthr. 259 o
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255775-7